

STEPHEN KING

DAS JAHR DES WERWOLFS

Mit 12 Farbtafeln von Berni Wrightson



25
JAHRE

BASTEI
LÜBBE

TASCHEN
BÜCHER

BASTEI-LÜBBE-TASCHENBUCH
Band 25 007

© Copyright 1983 by Stephen King
Illustrations Copyright 1983 by Berni Wrightson
All rights reserved
Published and arrangement with The Land of Enchantment,
Stephen King, and New American Library, New York
Deutsche Lizenzausgabe 1985/1988
Bastei-Verlag Gustav H. Lübbe GmbH & Co., Bergisch Gladbach
Originaltitel: CYCLE OF THE WEREWOLF
Ins Deutsche übertragen von Harro Christensen
Umschlaggestaltung: Roberto Patelli, Köln
Druck und Verarbeitung:
Druckhaus Lübbe, Bergisch Gladbach
Printed in Western Germany
ISBN 3-404-25007-9

Der Preis dieses **Bandes** versteht sich einschließlich
der gesetzlichen Mehrwertsteuer.

David Grubb zu Gedenken
und all den himmlischen Chören

In der stinkenden Dunkelheit unter
dem Scheunendach hob er
seinen zottigen Kopf.
Seine gelben, stumpfen Augen glänzten.
»*Mich hungert*«, flüsterte er.

Henry Eilender
The Wolf

»Dreißig Tage hat September,
April, Juni, November,
Einunddreißig haben gar
Die ändern bis auf Februar,
Regen, Schnee und Sonnenschein,
Und der Vollmond schaut herein.«

Kindervers



Saint Pauli Juniors

JANUAR



Irgendwo hoch oben scheint der Mond, groß und voll — aber hier in Tarker's Mills hat ein Januar-Blizzard den Himmel mit Schnee erstickt. Der Sturm braust mächtig durch die verlassene Hauptstraße des Städtchens; die orangefarbenen städtischen Schneepflüge haben schon lange aufgegeben. Arnie Westrum, Bremser bei der GS& WM-Eisenbahn-Linie, hat sich in den kleinen Geräte- und Signalschuppen neun Meilen vor der Stadt zurückgezogen, denn seine benzinbetriebene Draisine ist in den Schneewehen steckengeblieben. Hier wartet er darauf, daß der Sturm nachläßt. Inzwischen legt er mit seinem schmierigen Kartenspiel Patiencen. Draußen steigert sich der Sturm zu einem schrillen Heulen. Westrum hebt unruhig

den Kopf und widmet sich dann wieder seinen Karten. Es ist nur der Wind . . .

Aber der Wind kratzt nicht an Türen . . . und winselt nicht um Einlaß.

Westrum steht auf, ein großer hagerer Mann in Wolljacke und Eisenbahn-Overall; eine Camel-Zigarette hängt ihm aus dem Mundwinkel, und die Kerosinlampe an der Wand taucht sein zerfurchtes Neu-England-Gesicht in weiches hellrotes Licht.

Wieder das Kratzen. Irgendein Hund, denkt er, der sich verlaufen hat und jetzt Schutz sucht. Weiter nichts . . . aber Westrum beginnt nachzudenken. Es wäre unmenschlich, das Tier draußen in der Kälte zu lassen, überlegt er. Trotz des batteriegespeisten Heizgeräts ist es aber im Schuppen nicht sehr viel wärmer als draußen. Westrum sieht die kalte weiße Wolke seines Atems — aber er zögert, zur Tür zu gehen. Eine kleine, kalte Angst nagt plötzlich an ihm. Tarker's Mills hat eine schlechte Saison erlebt; es hat böse Vorzeichen gegeben. In Arnies Adern überwiegt das walisische Blut seines Vaters, und ihm gefällt die ganze Sturmacht nicht.

Bevor er überlegen kann, wie er sich seinem Besucher gegenüber verhalten soll, schwint das leise Winseln zu einem Knurren an. Es gibt einen

dumpfen Schlag, als etwas Schweres gegen die Tür prallt . . . sich zurückzieht. . . wieder zuschlägt. Die Tür zittert in ihrem Rahmen, und durch den oberen Spalt dringt eine kleine Wolke Schnee in den Raum.

Arnie Westrum schaut sich rasch um; er sucht etwas, womit er die Tür abstützen kann, aber bevor er nach dem wackligen Stuhl greifen kann, auf dem er gesessen hat, wirft sich das knurrende Ding wieder mit unglaublicher Wucht gegen die Tür. Das Holz zersplittert. . .

Nach innen gebogen, hängt die Tür gerade noch im Rahmen, und in ihr steckt, wild mit den Füßen tretend und vorwärtsdrängend, die Lefzen im Knurren zurückgezogen, die gelben Augen funkelnd, der größte Wolf, den Arnie je gesehen hat. . .

Und sein Knurren klingt auf entsetzliche Weise wie menschliche Worte.

Die Tür bricht, ächzt, gibt nach. Gleich wird das Ding im Schuppen sein.

In der Ecke lehnt in einem Durcheinander von Werkzeugen eine Spitzhacke an der Wand. Arnie springt hinüber und packt sie, als der Wolf sich in den Schuppen zwängt, sich duckt und den in die

Enge getriebenen Mann aus glitzernden gelben Augen beobachtet. Das Tier hat die Ohren angelegt, pelzige Dreiecke, und lässt die Zunge heraushängen. Hinter ihm fegt der Schnee durch die Tür herein, deren Reste in den Angeln klappern.

Knurrend springt er zu, und Arnie Westrum schwingt die Spitzhacke.

Einmal.

Durch die zersplitterte Tür wirft die schwach leuchtende Lampe Lichtfetzen nach draußen in den Schnee.

Der Wind rauscht und heult.

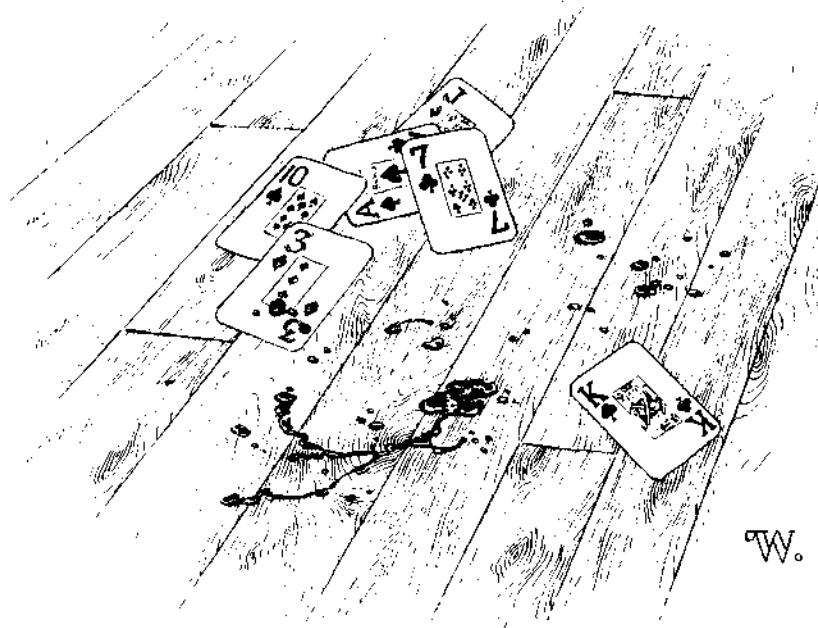
Die Schreie beginnen.

Etwas Unmenschliches ist nach Tarker's Mills gekommen, so unbemerkt wie der Vollmond, der jenseits der Sturmwolken über den nächtlichen Himmel zieht. Der Werwolf ist da. Warum er gerade jetzt kommt, ist genauso wenig zu bestimmen, wie man weiß, warum Krebs kommt oder ein Irrer mit Mordgedanken oder ein alles zerstörender Tornado. Seine Zeit ist jetzt, und sein Ort ist hier, in dieser kleinen Stadt in Maine, wo Wohltätigkeitsessen aus gebackenen Bohnen das Ereignis der Woche sind, wo die kleinen Jungen und Mädchen ihren Lehrern noch Äpfel mitbringen und wo über

die vom Senioren-Club veranstalteten Ausflüge in die Natur mit religiösem Eifer im Wochenblatt berichtet wird. Nächste Woche wird es Neuigkeiten von dunklerer Art geben.

Draußen verwischt der Schnee die Spuren, und der Sturm heult ein wildes, jubelndes Heulen. Dieses herzlose Lied des Sturmes spottet Gott und dem Licht — es kündet von schwarzem Winter und dunklem Eis.

Das Jahr des Werwolfs hat begonnen.



W.

FEBRUAR



Liebe, denkt Stella Randolph, als sie am Valentinstag in ihrem schmalen jungfräulichen Bett liegt und das kalte blaue Licht des Vollmonds durch das Fenster hereinfällt.

Oh Liebe Liebe Liebe, Liebe wäre wie — ja wie?

In diesem Jahr hat Stella Randolph, die in Tarker's Mills einen Handarbeitsladen betreibt, zum Valentinstag zwanzig Karten bekommen — eine von Paul Newman, eine von Robert Redford, eine von John Travolta . . . sogar eine von Ace Frehley von der Rock-Gruppe Kiss. Vom blauen Licht des Mondes angestrahlt, stehen sie auf der Kommode am anderen Ende des Zimmers. Sie hat sie sich alle selbst geschickt, in diesem Jahr wie in jedem anderen.

*Liebe wäre wie ein Kuß bei Tagesanbruch . . .
oder wie der letzte Kuß, der richtige Kuß am Ende
aller albernen Liebesgeschichten . . . Liebe wäre
wie Rosen in der Dämmerung . . .*

In Tarker's Mills lacht man über sie. Bestimmt. Darauf kann man wetten. Kleine Jungen machen sich über sie lustig und kichern hinter vorgehaltener Hand. Und manchmal, wenn sie auf der anderen Straßenseite in Sicherheit sind und Polizist Neary nicht in der Nähe ist, singen sie mit ihrem hübschen hellen Sopran spöttisch *Fettsack-Fettsack-zwei-mal-vier*. Aber Stella weiß von der Liebe, und sie weiß vom Mond. Sie ist ein wenig zu kurz geraten, und sie ist zu dick, aber jetzt, in dieser Nacht der Träume, wo der Mondschein als bittere blaue Flut durch die von Eisblumen überzogenen Scheiben fällt, kommt es ihr vor, als hätte Liebe immer noch eine Chance. Liebe und der Duft des Sommers, wenn *er* kommt . . .

*Liebe wäre wie das rauhe Gefühl der Wange
eines Mannes, die reibt und kratzt —*

Und plötzlich ein Kratzen am Fenster.

Sie richtet sich auf den Ellenbogen auf, und die Decke gleitet von ihrem üppigen Busen. Eine dunkle Gestalt hat sich vor das Licht des Mondes

geschoben — seltsam verzerrt, aber eindeutig männlich, und Stella denkt: *Ich träume, und in meinen Träumen werde ich ihn kommen lassen . . . und in meinen Träumen werde ich mich selbst gehen lassen. Sie denkt an wunderbare, schmutzige Dinge dabei, aber das Wort ist sauber, und das Wort stimmt; Liebe ist sich gehen lassen.*

Sie steht auf und ist überzeugt, daß es ein Traum ist, denn draußen steht geduckt ein Mann, ein Mann, den sie kennt, ein Mann, dem sie fast jeden Tag auf der Straße begegnet. Es ist —

(Liebe ja Liebe ist wie Kommen, und die Liebe ist gekommen)

Aber als sie mit ihren plumpen Fingern nach dem Fensterrahmen greift, sieht sie, daß es überhaupt kein Mann ist; dort draußen steht ein Tier, ein riesiger zottiger Wolf, die Vorderpfoten auf dem äußeren Sims, die Hinterbeine bis an die Schenkel in der Schneewehe, die sich an der Westseite des Hauses hier am Stadtrand gebildet hat.

Aber heute ist Valentinstag, und es wird Liebe geben, denkt sie; selbst im Traum haben ihre Augen sie getragen. Es ist ein Mann, jener Mann, und er sieht so sündhaft gut aus . . .

(Sünde ja Liebe wäre wie Sünde)

... und in dieser mondhelten Nacht ist er gekommen, und er wird sie nehmen. Er wird ...

Sie schiebt das Fenster hoch, und der kalte Windstoß, in dem sich ihr dünnes blaues Nachthemd hinter ihr bauscht, mahnt sie, daß *dies kein Traum ist*. Der Mann ist weg, und mit einem Gefühl, als müßte sie in Ohnmacht fallen, erkennt sie, daß er nie hier war. Schaudernd tastet sie sich einen Schritt zurück, und mit einem leichten Satz springt der Wolf in ihr Zimmer. Er schüttelt sich und sprüht kleine Schneewolken in die Dunkelheit.

Aber Liebe! Liebe ist wie ... ist wie ... wie ein Schrei —

Zu spät erinnert sie sich daran, daß Arnie Westrum nur einen Monat vorher in einem Eisenbahnschuppen westlich der Stadt in Stücke gerissen wurde. Zu spät ...

Der Wolf trottet auf sie zu, und seine gelben Augen funkeln vor kalter Lust. Stella Randolph bewegt sich rückwärts auf ihr schmales jungfräuliches Bett zu, bis sie mit ihren plumpen Beinen gegen den Rahmen stößt, und läßt sich nach hinten fallen.

Der Mondschein schickt einen silbernen Streifen über das zottige Fell der Bestie.

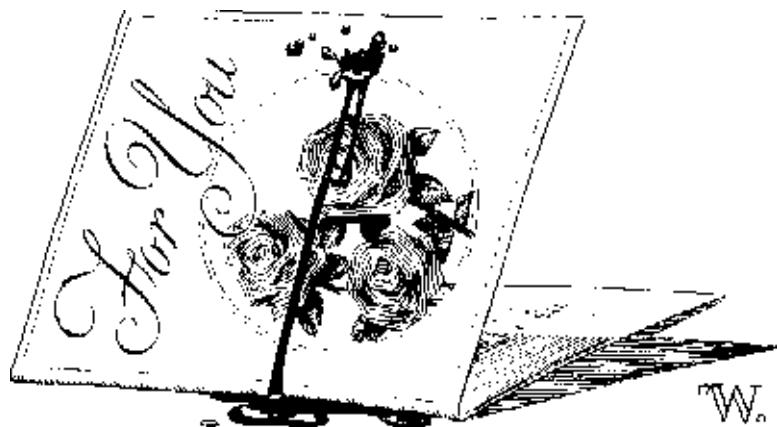
Die Valentinskarten auf der Kommode zittern kaum merklich im Wind, der durch das Fenster hereinstreicht; eine von ihnen fällt herab und beschreibt große stumme Bogen in der Luft, während sie langsam zu Boden schaukelt.

Der Wolf legt beide Pfoten auf das Bett, eine an jede Seite der Frau, und sie kann seinen Atem riechen . . . heiß, aber irgendwie nicht unangenehm. Seine gelben Augen starren in sie hinein.

»Geliebter«, flüstert sie und schließt die Augen.

Er stürzt sich auf sie.

Liebe ist wie Sterben.



W.

Der letzte richtige Schneesturm des Jahres. Schwerer nasser Schnee, der sich bei Einbruch der Dämmerung, wenn sich die Nacht über das Land legt, in Graupeln verwandelt. Mit scharfem Krachen bricht unter seiner Last überall in Tarker's Mills das Holz verrotteter Äste von den Bäumen. Mutter Natur sortiert das tote Holz aus, erzählt Milt Sturmfuller, der Stadtbibliothekar, seiner Frau beim Kaffee. Er ist ein schmächtiger Mann mit einem schmalen Kopf und blaßblauen Augen, und er hält seine hübsche und schweigsame Frau seit zwölf Jahren in einer Sklaverei des Terrors. Es gibt Leute, die die Wahrheit vermuten — Polizist Nearys Frau Joan gehört dazu —, aber das Städtchen kann ein verschwiegener Ort sein, und niemand

MÄRZ



außer dem Paar kennt die Schrecken dieser Ehe wirklich. Die Stadt wahrt ihre Geheimnisse.

Der Satz gefällt Milt so gut, daß er ihn wiederholt: Ja, Mutter Natur sortiert ihr totes Holz aus . . . und dann gehen die Lichter aus, und Donna Lee Sturmfuller stößt einen leisen Schrei aus und verschüttet dabei ihren Kaffee.

Mach das sauber, sagt ihr Mann kalt. Mach das sauber . . . sofort.

Ja, Liebling. Sofort. Mache ich.

Im Dunkeln sucht sie nach einem Geschirrtuch, mit dem sie den verschütteten Kaffee aufwischen kann, und stößt sich das Schienbein an einem Schemel. Sie schreit laut auf. Ihr Mann lacht irgendwo hämisch im Dunkeln. Er findet Schmerzen, die seine Frau erleidet, amüsanter als alles andere, abgesehen vielleicht von den Witzen im Reader's Digest. Über diese Witze — Humor in Uniform, Leben in den Vereinigten Staaten — kann er wirklich lachen.

Außer totem Holz hat Mutter Natur in dieser wilden Märznacht draußen bei Tarker Brook auch ein paar Überlandleitungen aussortiert; die Eiskruste auf den Kabeln war immer dicker und schwerer geworden, bis die Kabel rissen und auf die Straße

*fielen wie ein Nest voll Schlangen, die sich träge
winden und blaues Feuer spucken.*

In ganz Tarker's MiUs wird es dunkel.

Als sei er endlich zufrieden, lässt der Sturm nach,
und kurz vor Mitternacht sinkt die Temperatur
von plus eins auf minus sechs Grad. Der Schneematsch
gefriert zu seltsamen Skulpturen.

Die Koppel des alten Hague — örtlich bekannt
als das Sechzehn-Hektar-Feld — sieht jetzt aus wie
ein zerbrochener Spiegel.

Die Häuser bleiben dunkel; in den Ölheizungen
knackt es, sie kühlen ab.

Keinem Arbeiter der Elektrizitätsversorgungsbetriebe
ist es bisher gelungen, die eisglatten Straßen
zu bezwingen.

Die Wolken reißen auf. Der Vollmond taucht
zwischen den Fetzen auf und verschwindet wieder.
Die eisbedeckte Hauptstraße sieht aus wie ein riesiger
toter Knochen.

In dieser Nacht fängt irgend etwas an zu heulen.

Später wird niemand mehr sagen können, woher
das Geräusch kam; es war überall und nirgends, als
der Vollmond die dunklen Häuser der Stadt mit
seinem Licht bemalte; überall und nirgends trieb es
einsam und wild im Wind, dem Märzwind, der

sich stöhnend erhob, wie ein toter Wikinger aufsteht und in sein Hörn bläst.

Donna Lee hört es, als ihr tyrannischer Gatte neben ihr den Schlaf des Gerechten schläft; Polizist Neary hört es, als er am Schlafzimmerfenster seiner Wohnung in der Laurel Street steht; Ollie Parker, der fette und unfähige Direktor der High-School, hört es in seinem eigenen Schlafzimmer; und auch andere hören es. Einer von ihnen ist ein Junge in einem Rollstuhl.

Niemand sieht es, und niemand kennt den Namen des Landstreichers, den die Leute vom Elektrizitätswerk am nächsten Morgen fanden, als sie endlich Tarker Brook erreichten, um die abgerissenen Kabel zu reparieren. Er war mit Eis bedeckt, sein Kopf in einem stummen Schrei zurückgeworfen, sein schäbiger Mantel und das Hemd darunter von mächtigen Fängen zerfetzt. Der Landstreicher saß in einer gefrorenen Lache seines eigenen Blutes und starnte zu den herabhängenden Drähten hinüber, die Hand, zwischen deren Fingern Eis klebte, immer noch in einer abwehrenden Geste erhoben.

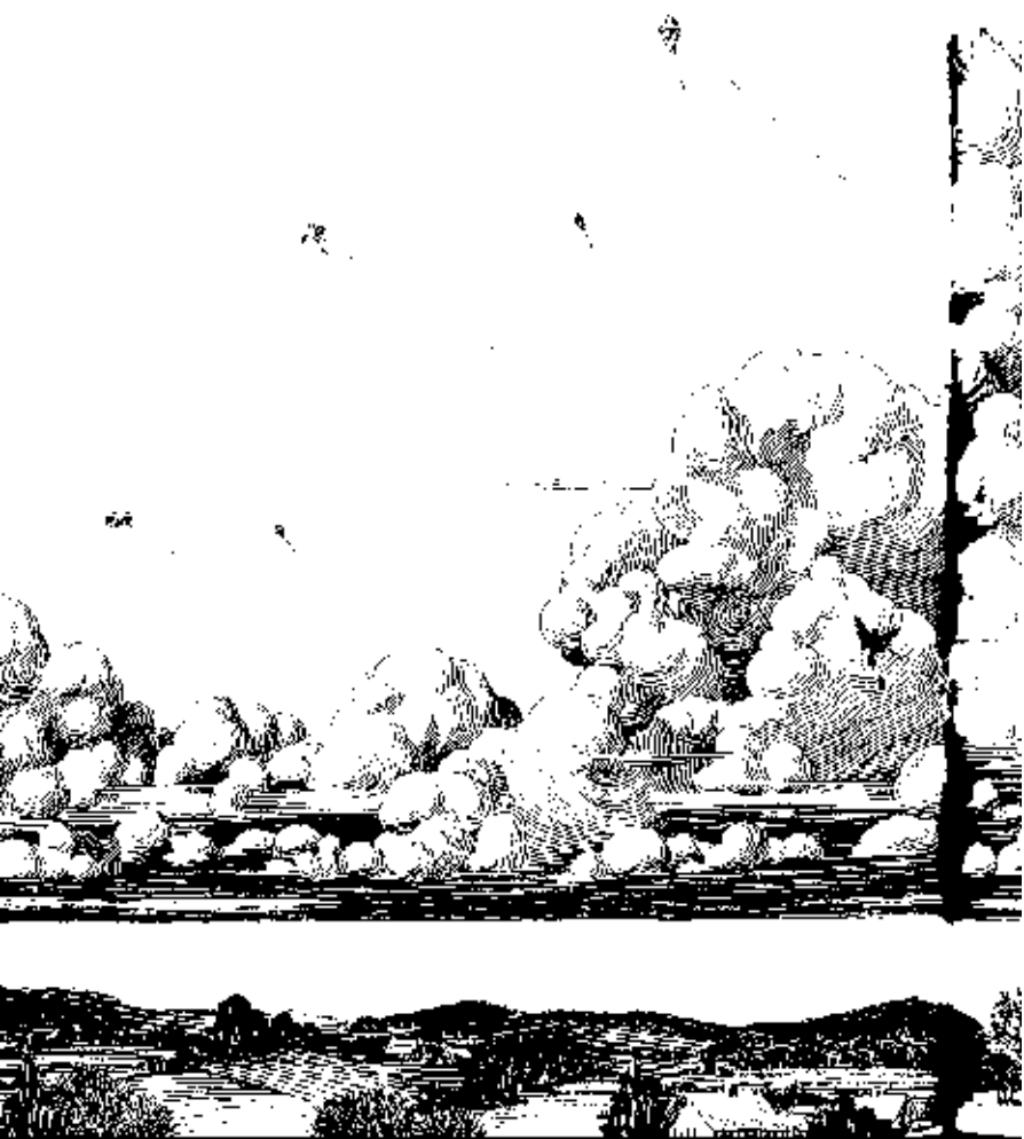
Und überall um ihn herum Spuren im Schnee. Wolfsspuren.



Mitte des Monats haben sich die letzten Schneeschauern in Regenfälle verwandelt, und in Tarker's Mills passiert etwas Erstaunliches: es fängt an, grün zu werden. Auf Matty Tellinghams Rindertränke ist das Eis verschwunden, und die noch mit Schnee bedeckten Stellen in dem Waldstück, das man Big Woods nennt, schrumpfen von Tag zu Tag. Es scheint, als wolle die Natur doch noch wieder einmal einen ihrer ältesten Tricks vorführen. Es wird Frühling.

Trotz des Schattens, der sich über die Stadt gelegt hat, feiern die Leute ihn auf ihre bescheidene Art. Großmutter Hague backt Pasteten und stellt sie zum Abkühlen in der Küche auf die Fensterbank. Am Sonntag liest der Reverend Lester Löwe

APRIL



in der Gnadenkirche der Baptisten aus dem Hohe-
lied Salomonis und hält eine Predigt unter dem
Motto »Der Frühling der Liebe unseres Herrn«.
Auf mehr weltliche Art zelebriert Chris Wright-
son, der bekannteste Säufer von Tarker's Mills,
sein großes Frühlingsgelage und torkelt im silbri-
gen unwirklichen Licht eines fast vollen Aprilmon-
des davon. Billy Robertson, der Barkeeper und
Eigentümer von Tarker's Mills' einziger Kneipe,
flüstert der Bedienung zu: »Ich denke, wenn der
Wolf sich heute jemanden holt, wird es Chris
sein.«

»So etwas dürfen Sie nicht sagen«, erwidert die
Bedienung schaudernd. Sie heißt Elise Fournier, ist
vierundzwanzig, besucht die Gnadenkirche der
Baptisten und singt im Kirchenchor, denn sie ist in
Reverend Löwe vernarrt. Aber, vernarrt oder nicht
vernarrt, im Sommer will sie Tarker's Mills verlas-
sen. Die Wolfsgeschichte ist ihr in die Knochen
gefahren. Sie denkt, daß die Trinkgelder in Ports-
mouth vielleicht besser sind . . . und sie weiß, daß
die einzigen Wölfe, die es dort gibt, Marine-Uni-
formen tragen.

Als der Mond zum dritten Mal in diesem Jahr zu
seiner vollen Größe anwächst, sind die Nächte in

Tarker's Mills höchst ungemütlich . . . die Tage sind besser. Über dem Stadtpark hängt der Himmel jetzt jeden Nachmittag voller Drachen.

Brady Kincaid, elf Jahre alt, hat zum Geburtstag einen Papierdrachen bekommen. Als der Drachen erst einmal wie ein lebendes Wesen an seinen Händen zieht, geht mit dem Jungen die Begeisterung durch, so daß ihm jedes Zeitgefühl abhanden kommt. Er beobachtet den Drachen, sieht, wie er herabtaucht und dann am blauen Himmel über dem Orchesterpavillon wieder nach oben fährt. Er hat vergessen, zum Abendessen nach Hause zu gehen, und er hat nicht gemerkt, daß die anderen Kinder, die Drachen haben steigen lassen, eins nach dem anderen mit ihren Kastendrachen oder Zeltdrachen oder Aluminiumfliegern unter dem Arm verschwunden sind. Er weiß nicht, daß er allein ist.

Erst am schwindenden Tageslicht und an den heraufziehenden blauen Schatten erkennt er, daß er zu lange geblieben ist — daran und an dem Mond, der gerade hinter den Bäumen am Rande des Parks aufgeht. Zum ersten Mal ist es ein Warmwettermond, geschwollen und organgefarben und ohne das kalte Weiß in der letzten Zeit, aber dafür hat

Brady keinen Blick; er weiß nur, daß er zu lange geblieben ist, daß sein Vater ihn wahrscheinlich verprügeln wird. . . und daß die Dunkelheit kommt.

In der Schule hat er über die Gruselgeschichten seiner Schulfreunde gelacht, als sie vom Werwolf erzählten, der im vergangenen Monat den Landstreicher, einen Monat davor Stella Randolph und noch einen Monat früher Arnie Westrum getötet haben soll. Aber jetzt lacht er nicht. Als der Mond die Aprildämmerung in blutrote Ofenglut verwandelt, werden die Geschichten für ihn plötzlich so wirklich, wie der gräßliche Autounfall der Carringstons vor zwei Jahren. Unsinn. Gruselmärchen für kleine Kinder.

So schnell er kann, wickelt er den Zwirn auf seine Rolle und zieht den Geierdrachen mit den beiden blutunterlaufenen Augen aus dem dunklen Himmel. Er zieht zu schnell, und der Wind läßt nach, und der Drachen verschwindet hinter dem Orchesterpavillon.

Er geht darauf zu und wickelt dabei den Zwirn auf. Nervös schaut er über die Schulter zurück . . . und plötzlich spürt er einen Ruck in der Hand, und seine Hand wird hin und her gezogen. Es ist fast so

wie sich seine Angelrute anfühlt, wenn er oben in Tarkers Bach hinter den Spinnereien einen besonders dicken Fisch am Haken hat. Stirnrunzelnd betrachtet er seine Hand, und der Zwirn wird schlaff.

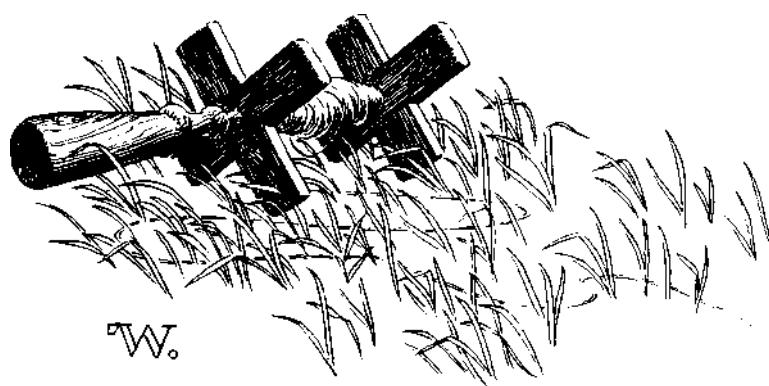
Ein donnerndes Gebrüll erfüllt plötzlich die Luft, und Brady Kincaid kreischt laut auf. *Jetzt* glaubt er es. Ja, *jetzt* glaubt er es, aber jetzt ist es zu spät, und sein Geschrei geht unter in dem knurrenden Gebrüll, das sich plötzlich zu einem markerschütternden Geheul steigert.

Der Wolf rennt auf ihn zu. Er rennt auf zwei Beinen, und die Glut des Mondes färbt sein zottiges Fell rötlich. Seine Augen glänzen wie grüne Lampen, und in einer Pfote — einer Pfote mit Menschenfingern und Krallen, wo Fingernägel sein müßten — hält er Bradys Geierdrachen. Der Drachen flattert wild.

Brady wirft sich herum; er will wegrennen, aber harte Arme umschlingen ihn; er riecht so etwas wie Blut und Zimt, und am nächsten Tag wird er am Kriegerdenkmal lehnend gefunden, ohne Kopf, den Geierdrachen in einer seiner steifen Hände.

Die Männer des Suchtrupps werden von Entsetzen und Übelkeit gepackt. Als sie sich abwenden,

flattert der Geier, als wolle er sich in den Himmel erheben. Er flattert, weil Wind aufgekommen ist. Er flattert, als wüßte er, daß dies ein guter Tag sein wird für Leute, die Drachen steigen lassen wollen.





In der Nacht bevor in der Gnadenkirche der Baptisten der Pfingstsonntag begangen werden soll, hat der Reverend Lester Löwe einen entsetzlichen Traum.

Zitternd und schweißgebadet erwacht er, um aus den schmalen Fenstern des Pfarrhauses nach draußen zu starren. Auf der anderen Straßenseite kann er seine Kirche sehen. In ruhigen silbernen Strahlen fällt der Mondschein durch die Schlafzimmerfenster des Pfarrhauses herein, und einen Augenblick lang erwartet er tatsächlich, den Werwolf zu sehen, von dem die alten Männer tuscheln. Dann schließt er die Augen und bittet um Vergebung für diesen Rückfall in den Aberglauben. Er beendet sein Gebet mit einem geflüsterten »Um Jesu willen,

Amen« — so enden alle seine Gebete, wie seine Mutter es ihn gelehrt hat.

Aber dieser Traum, dieser gräßliche Traum . . .

In seinem Traum war es schon morgen, und er hatte die Pfingstpredigt gehalten. Zu Pfingsten ist die Kirche immer voll, und statt auf leere oder halbleere Bänke zu blicken, wie an den meisten Sonntagen, sieht er alle Bänke besetzt.

In seinem Traum hat er mit einem Feuer und einer Kraft gepredigt, die er in Wirklichkeit kaum aufbringt. Er neigt zu monotoner Sprechweise, was einer der Gründe dafür sein mag, daß der Besuch seiner Gottesdienste in den letzten etwa zehn Jahren so drastisch zurückgegangen ist. Seine Zunge scheint vom pfingstlichen Feuer angerührt, und er weiß, daß er die größte Predigt seines Lebens hält, und ihr Gegenstand lautet: DIE BESTIE IST UNTER UNS. Immer wieder hämmert er es seinen Zuhörern ein und spürt vage, daß seine Stimme an Kraft gewonnen hat und daß seine Worte einen fast poetischen Rhythmus angenommen haben.

Die Bestie, ruft er ihnen zu, ist überall. Der Große Satan, erzählt er ihnen, kann überall auftauchen. Bei einem Tanzvergnügen in der High-School. Wenn man im Kramladen eine Schachtel

Marlboro und ein Gasfeuerzeug kauft. Vor Brighton's Drugstore, wenn man dort gerade eine Wurst isst und darauf wartet, daß der Greyhound-Bus aus Bangor vorfährt. Die Bestie könnte bei einem Konzert neben euch sitzen oder auch im Hamburger-Imbiß an der Hauptstraße, wenn ihr mit einem Big Mac beschäftigt seid. Die Bestie, erzählt er ihnen, und seine Stimme sinkt zu einem Flüstern, und kein Auge wendet sich ab. Er hat sie in seinem Bann. Seid auf der Hut vor der Bestie, denn sie mag lächeln und sagen, sie sei euer Nachbar, aber, o meine Brüder, ihre Zähne sind scharf, und ihr bemerkt vielleicht, wie sie unruhig mit den Augen rollt. *Er* ist die Bestie, und *er* ist hier. Jetzt. In Tarker's Mills. Bei uns. *Er* . . .

Aber hier bricht er ab, und seine ganze Beredsamkeit verläßt ihn, denn dort draußen in der sonnendurchfluteten Kirche ereignet sich etwas Entsetzliches. Seine Gemeinde beginnt, sich zu verändern, und er erkennt voll Grauen, daß sie sich alle in Wölfe verwandeln, alle dreihundert: Victor Bowle, der Magistratssprecher, der gewöhnlich so weiß und fett und plump ist . . . seine Haut wird braun und rauh und dunkel von Haaren! Violet McKenzie, die Klavierlehrerin . . . ihre schmächt-

tige Altjungfernfigur füllt sich, ihre spitze Nase wird flach und dehnt sich! Der fette Naturkundelehrer Elbert Freeman scheint noch fetter zu werden, sein blankgescheuerter blauer Anzug platzt auf, und dichte Haarbüschele brechen daraus hervor, wie das Füllmaterial aus einem alten Sofa quillt! Seine fetten Lippen platzen wie Blasen auseinander und geben Zähne frei, so groß wie Klaviertasten!

Die *Bestie*, will Reverend Löwe im Traum rufen, aber seine Stimme versagt, und er taumelt entsetzt von der Kanzel zurück, als er Cal Blodwin, den Diakon der Gnadenkirche der Baptisten das Mittelschiff hinuntertorkeln sieht. Er knurrt und hält den Kopf schief, und die Münzen fallen von seinem silbernen Kollektenteller. Violet McKenzie springt ihn an, und sie wälzen sich im Mittelschiff und beißen sich und kreischen mit Stimmen, die fast noch menschlich klingen.

Und jetzt fallen die anderen ein, und es ist ein Gebrüll wie im Zoo zur Fütterungszeit, und diesmal *kreischt* Reverend Löwe es in einer Art Ekstase hinaus: »*Die Bestie! Die Bestie ist überall! Überall! Über—*« Aber seine Stimme ist nicht mehr seine Stimme; sie ist zu einem unartikulierten Knurren

geworden, und als er nach unten schaut, sieht er, daß seine Hände, die aus den Ärmeln seines besten schwarzen Anzugs herausragen, zu knotigen Pfo-ten geworden sind.

Und dann wacht er auf.

Es war nur ein Traum, denkt er und sinkt wieder zurück. *Nur ein Traum, Gott sei Dank.*

Aber als er an diesem Morgen, am Pfingstmor-gen, dem Morgen nach dem Vollmond, die Kir-chentür öffnet, sieht er keinen Traum; er sieht die zerfleischte Leiche von Clyde Corliss, der hier jahrelang als Hausmeister gearbeitet hat. Er hängt mit dem Gesicht nach unten von der Kanzel. Sein Schiebebesen lehnt in der Nähe.

Nichts von alledem ist ein Traum; Reverend Löwe kann nur wünschen, es wäre so. Er öffnet den Mund, holt tief Luft und kreischt laut auf.

Der Frühling ist wieder da — und dieses Jahr ist die Bestie mit ihm gekommen.

JUNI



In der kürzesten Nacht des Jahres poliert Alfie Knopfler, der das Chat'n Chew, das einzige Cafe am Ort, betreibt, seine Formica-Theke, bis sie nur so glänzt, und hat dabei die Ärmel an seinen tätowierten und muskulösen Armen bis über die Ellenbogen hochgerollt. Das Cafe ist im Augenblick völlig leer, und als er mit der Theke fertig ist, legt er eine kleine Pause ein und schaut auf die Straße hinaus. Er muß daran denken, daß er an einem duftenden Frühsommerabend wie diesem einst seine Unschuld verlor — das Mädchen war Arlene McCune gewesen, die heute Arlene Bessey heißt und mit einem der erfolgreichsten jungen Anwälte Bangors verheiratet ist. Mein Gott, wie hat sie sich damals auf dem Rücksitz seines Wagens

bewegt, und wie süß hatte die Nacht geduftet!

Die Tür öffnet sich in den Sommer hinaus, und hell flutet das Mondlicht herein. Er vermutet, daß sein Cafe deshalb so leer ist, weil es heißt, daß die Bestie bei Vollmond umgeht, aber Alfie hat weder Angst, noch macht er sich Sorgen. Er hat keine Angst, weil er zweihundertzwanzig Pfund wiegt, und das meiste davon sind die guten alten Muskeln aus seiner Zeit bei der Marine, und er macht sich keine Sorgen, weil er weiß, daß seine Stammgäste am nächsten Morgen früh und in alter Frische wieder hereinkommen werden, um bei ihm ihr Frühstück einzunehmen. Vielleicht, denkt er, schließe ich den Laden heute ein wenig eher — die Kaffeemaschine abstellen und zudecken, drüben beim Supermarkt einen Sechserpack Bier besorgen und im Autokino den zweiten Film ansehen. Juni. Juni und Vollmond — eine gute Nacht für das Autokino und für ein paar Bier. Eine gute Nacht, sich an vergangene Eroberungen zu erinnern.

Er wendet sich der Kaffeemaschine zu und dreht sich resigniert wieder um, als jemand durch die Tür kommt.

»Hallo! Wie geht's denn?« fragt er, denn der Kunde ist einer seiner Stammgäste . . . wenn er

diesen Gast auch selten später als zehn Uhr morgens sieht.

Der Gast nickt, und die beiden wechseln ein paar freundliche Worte.

»Kaffee?« fragt Alfie, als der Kunde sich auf einen der gepolsterten roten Thekenhocker setzt.

»Bitte.«

Nun, immer noch Zeit für den zweiten Film, denkt Alfie und wendet sich wieder der Kaffeemaschine zu. Sein Gast sieht nicht aus, als ob er lange bleiben wollte. Müde. Vielleicht krank. Immer noch Zeit genug —

Entsetzen wischt den Rest des Gedankens weg. Alfie starrt. . . starrt fassungslos. Die Kaffeemaschine ist so makellos sauber wie alles andere in seinem Cafe, der Zylinder aus rostfreien Stahl glänzt wie ein Metallspiegel. Und in seiner glatten konvexen Oberfläche sieht er etwas ebenso Unglaubliches wie Scheußliches. Sein Gast, jemand, den er jeden Tag sieht, jemand, den auch alle anderen jeden Tag sehen, verändert sich. Das Gesicht des Gastes scheint sich irgendwie zu verschieben, zu schmelzen, dicker und breiter zu werden. Das Baumwollhemd des Gastes dehnt sich immer mehr . . . und plötzlich reißen die Nähte,

und Alfie kann absurderweise nur an eines denken: an »Der unglaubliche Hulk«, eine Fernsehserie, die sein kleiner Neffe Ray immer so gern sieht.

Das angenehme Durchschnittsgesicht des Gastes verwandelt sich in etwas Bestialisches. Die mattbraunen Augen des Gastes haben sich aufgehellt; sie funkeln jetzt in einem schrecklichen Goldgrün. Der Gast kreischt . . . aber der Schrei zerreißt und fällt wie ein Fahrstuhl durch alle Klangregister und wird zu einem bellenden wütenden Knurren.

Es — das Ding, die Bestie, der Wolf, was immer es ist — greift über die glatte Theke und stößt einen Zuckerstreuer um. Es packt den dicken, zuckerverspritzenden Glaszylinder und schleudert ihn gegen die Wand, an der die Spezialgetränke aufgereiht stehen, und bellt dabei immer noch.

Alfie fährt herum und kippt mit der Hüfte die Kaffeemaschine vom Regal. Sie knallt auf den Fußboden und verspritzt überall heißen Kaffee, der ihm die Knöchel verbrüht. Er schreit vor Schmerzen und Angst. Ja, jetzt hat er Angst. Die zweihundertzwanzig Pfund brauchbarer Muskeln aus seiner Zeit bei der Marine sind vergessen, vergessen ist jetzt der Neffe Ray, vergessen auch die Liebesnacht mit Arlene McCune auf dem Rücksitz seines

Wagens. Hier ist jetzt nur noch die Bestie, dieses Horror-Monster aus einem Film im Autokino, ein Horror-Monster, das direkt aus der Leinwand gesprungen ist.

Mit entsetzlicher Leichtigkeit springt es auf die Theke, die Hose zerrissen, das Hemd *zerfetzt*, Alfie hört Schlüssel und Kleingeld in den Taschen klimpern.

Es springt Alfie an, und Alfie versucht auszuweichen, aber er stolpert über die Kaffeemaschine und landet lang ausgestreckt auf dem roten Linoleum. Wieder ein röhrendes Gebrüll, ein warmer gelber Atemhauch, und dann ein gewaltiger roter Schmerz, als die Zähne der Kreatur sich in Alfies Rücken graben und das Fleisch mit fürchterlicher Gewalt nach oben reißen. Blut spritzt auf den Fußboden, an die Theke und über den Grill.

Mit einem riesigen gezackten Loch im Rücken, aus dem das Blut spritzt, kommt Alfie taumelnd wieder auf die Beine. Er versucht zu schreien, und das weiße Licht des Mondes, des Sommermondes flutet herein und blendet ihn.

Wieder springt die Bestie ihn an.

Mondlicht ist das Letzte, was Alfie sieht.



Die Feiern zum Unabhängigkeitstag wurden abgesagt.

Marty Coslaw erntet bemerkenswert wenig Mitgefühl bei den Leuten, die ihm am nächsten stehen, als er es ihnen erzählt. Vielleicht ist es, weil sie die Intensität seiner Enttäuschung darüber ganz einfach nicht begreifen.

»Sei nicht albern«, sagt seine Mutter schroff zu ihm — sie behandelt ihn oft recht schroff, und wenn sie diese Schroffheit sich selbst gegenüber rechtfertigen muß, sagt sie sich, daß sie den Jungen nicht verwöhnen darf, nur weil er behindert ist und sein ganzes Leben im Rollstuhl wird zubringen müssen.

»Warte bis nächstes Jahr«, sagt sein Dad und

schlägt ihm auf die Schulter.

»Dann wird es doppelt so gut! Doppelt so dudel-dammich gut! Du wirst schon sehen, alter Junge! Wart's ab. Ho, ho!«

Herman Coslaw ist Sportlehrer an der High-School von Tarker's Mills, und er redet mit seinem Sohn fast immer in einem Ton, den Marty im stillen als den Ich-bin-doch-ein-guter-Kumpel-Ton bezeichnet. Auch »Ho, ho!« sagt er sehr oft. Die Wahrheit ist, daß Marty seinen Vater Herman Coslaw ein wenig nervös macht. Herman lebt in einer Welt äußerst aktiver Kinder, Kinder, die rennen und toben und Basebälle wegschmettern und Staffelwettschwimmen veranstalten. Und während er diese sportlichen Aktivitäten überwacht, schaut er gelegentlich auf und sieht Marty irgendwo in der Nähe in seinem Rollstuhl sitzen und den anderen Kindern zuschauen. Das hatte Herman schon immer nervös gemacht, und wenn er nervös war, redete er in diesem Kumpel-Ton und sagte »Ho, ho!« oder »Dudeldammich« und nannte Marty einen »alten Jungen«.

»Ha-ha, endlich hast du einmal nicht bekommen, was du wolltest!« sagt seine große Schwester, als er ihr erzählen will, wie sehr er sich auf heute

abend gefreut hatte, wie sehr er sich jedes Jahr darauf freut. Auf die Lichterblumen am Himmel über dem Stadtpark, auf die Blitzlichthelle, die dem donnernden WUMMM! folgt, und auf das Echo, das zwischen den niedrigen Hügeln, die die Stadt umgeben, hin- und herrollt. Kate ist dreizehn und Marty elf, und sie ist davon überzeugt, daß alle Marty nur deshalb lieben, weil er nicht gehen kann. Sie freut sich sehr, daß das Feuerwerk abgesagt wurde.

Selbst Großvater Coslaw, auf dessen Mitgefühl man gewöhnlich zählen konnte, war nicht beeindruckt gewesen. »Niemand sagt den vierten Juli ab«, sagte er mit seinem schweren slawischen Akzent. Er saß auf der Veranda, und Marty fuhr mit seinem batteriebetriebenen Rollstuhl durch die Tür nach draußen, um mit ihm zu reden. Großvater Coslaw schaute über den leicht abfallenden Rasen zum Wald hinüber und hielt dabei ein Glas Schnaps in der Hand. Das war vor zwei Tagen. Am zweiten Juli. »Sie haben nur das Feuerwerk abgesagt. Und du weißt auch weshalb.«

Marty wußte es. Der Mörder, deshalb. In den Zeitungen nannten sie ihn jetzt den Vollmondmörder, aber Marty hatte vor den Sommerferien in der

Schule das eine oder andere Gerücht gehört. Einige Kinder sagten, der Vollmondmörder sei gar kein Mensch, sondern eine Art Gespenst. Ein Monster. Vielleicht ein Werwolf. Marty glaubte das nicht — Werwölfe gehören ausschließlich in Horror-Filme — aber er kann sich denken, daß es einen Verrückten gibt, der nur bei Vollmond die Lust zum Morden verspürte. Das Feuerwerk war abgesagt worden, weil es bei Vollmond jetzt immer diese verdammte *Ausgangssperre* gibt.

Wenn er im Januar in seinem Rollstuhl hinter den Glastüren saß und auf die Veranda hinausschaute und sah, wie der Wind kalte Schneeschleier über den gefrorenen Boden fegte, oder wenn er steif wie eine Statue in seinem Stützkorsett an der Vordertür stand und die anderen Kinder ihre Schlitten den Hügel hinaufziehen sah, dann half allein der *Gedanke* an das Feuerwerk ihm schon sehr. Der Gedanke an einen warmen Sommerabend, an eine kalte Cola, an Feuerrosen, die am dunklen Himmel erblühen und an die amerikanische Flagge aus Leuchtkugeln.

Aber jetzt haben sie das Feuerwerk abgesagt. . . und ganz gleich was die anderen sagen, Marty hat das Gefühl, daß sie in Wirklichkeit den Natio-

nalfeiertag — *seinen* Nationalfeiertag abgeschafft haben.

Nur Onkel AI, der am späten Vormittag herein geschneit kam, um zusammen mit der Familie den traditionellen Lachs mit frischen Erbsen zu essen, hatte ihn verstanden. Er hatte nach dem Lunch in seiner triefenden Badehose auf der Veranda gestanden (die anderen badeten und lachten im neuen, auf der anderen Seite gelegenen Pool der Coslaws) und aufmerksam zugehört.

Marty hatte seine Klage vorgebracht und sah Onkel AI bekümmert an.

»Verstehst du, was ich meine? Begreifst du es? Es hat nichts damit zu tun, daß ich ein Krüppel bin, wie Katie meint, und ich bringe auch nicht das Feuerwerk und Amerika durcheinander, wie Großvater glaubt. Es ist einfach nicht richtig, wenn jemand sich so lange auf etwas freut... es ist nicht richtig, daß dann Victor Bowle kommt und irgend ein dämlicher Stadtrat und einem das wegnimmt. Nicht, wenn es etwas ist, was man wirklich braucht. Verstehst du das nicht?«

Es entstand eine lange quälende Pause, während Onkel AI über Martys Frage nachdachte. Sie dauerte so lange, daß Marty die Tritte und das Knarren

vom Sprungbrett am anderen Ende des Pools hören konnte, anschließend die laute Stimme seines Vaters: »Gut gemacht, Kate! Ho, ho! *Wirklich* gut!«

Dann sagte Onkel Al ruhig: »Natürlich versteh ich dich. Und ich glaube, ich habe etwas für dich. Vielleicht kannst du dir deinen eigenen Nationalfeiertag gestalten.«

»Meinen eigenen? Wie meinst du das?«

»Komm mit zu meinem Wagen, Marty. Ich habe etwas . . . nun, ich werde es dir zeigen.« Und er war schon über den Betonpfad verschwunden, der um das Haus herumführte, bevor Marty ihn noch einmal fragen konnte.

Sein Rollstuhl summte über den Pfad zur Einfahrt hinüber und entfernte sich von dem Lärm am Swimming-Pool, dem Spritzen, dem übermütiigen Jauchzen und dem Knarren des Sprungbretts. Er entfernte sich auch von der dröhnenden Kumpel-Stimme seines Vaters. Der Rollstuhl verursachte nur ein schwaches Geräusch, ein leises Summen, das Marty kaum noch wahrnahm — sein ganzes Leben lang war dieses Geräusch zusammen mit dem metallischen Knacken seines Stützkorsets die Begleitmusik zu allen seinen Bewegungen gewesen.

Onkel Als Wagen war ein flaches Mercedes-Kabriolett. Marty wußte, daß seine Eltern vieles gegen diesen Wagen einzuwenden hatten. Seine Mutter hatte ihn einmal böse eine »Achtundzwanzigtausend-Dollar-Todesfalle« genannt. Aber Marty liebte ihn. Onkel Al hatte ihn schon gelegentlich auf nicht so stark befahrenen Straßen in Tarker's Mills mitgenommen, und er war sehr schnell gefahren — siebzig, vielleicht auch achtzig Meilen. Er wollte Marty nicht sagen, wie schnell sie fuhren. »Wenn du es nicht weißt, hast du auch keine Angst«, hatte er gesagt. Aber Marty hatte keine Angst gehabt. Nur vom vielen Lachen hatte ihm am nächsten Tag der Bauch wehgetan.

Onkel Al nahm etwas aus dem Handschuhfach seines Wagens, und als Marty heranrollte, legte er ein großes, in Zellophan eingewickeltes Paket auf die dünnen Schenkel des Jungen.

»Für dich, mein Junge«, sagte er.

»Und ich wünsche dir einen schönen vierten Juli.«

Zuerst sah Marty die exotischen chinesischen Schriftzeichen auf den Etiketten. Dann sah er den Inhalt. Das Zelophanpaket enthielt lauter Feuerwerkskörper.

»Die Dinger, die wie Pyramiden aussehen, sind besonders schön«, sagte Onkel AI.

Marty war wie betäubt vor Freude. Er bewegte die Lippen, aber er brachte kein Wort heraus.

»Du mußt nur die Zündschnur anstecken, sie auf den Boden setzen, und sie sprühen so viele Farben wie ein Glücksdrache in seinem Atem hat. Die Röhren, aus denen die dünnen Stöcke herausragen, sind Flaschenraketen. Du stellst sie in eine leere Cola-Flasche, zündest sie an, und schon gehen sie hoch. Die kleinen sind Fontänen. Da sind auch zwei Leuchtkugeln . . . und natürlich ein Paket mit Krachern. Aber die steckst du besser erst morgen an.«

Onkel AI warf einen Blick zum Pool hinüber, von wo immer noch der Lärm zu hören war.

»Danke!« sagte Marty. »Danke, Onkel AI!«

»Sag nur nicht, von wem du sie hast«, sagte Onkel AI. »Für ein blindes Pferd ist Nicken so gut wie Blinzeln, stimmt's?«

»Ja, das stimmt«, plapperte Marty, obwohl er keine Ahnung hatte, was Nicken und Blinzeln und ein blindes Pferd mit Feuerwerkskörpern zu tun hatten. »Aber bist du sicher, daß du sie nicht selbst brauchst, Onkel AI?«

»Ich kann mir neue besorgen«, sagte Onkel Al.
»Ich kenne einen Mann drüben in Bridgton. Sein Laden hat immer auf, bis es dunkel wird.« Er legte Marty eine Hand auf den Kopf. »Du feierst deinen Vierten, wenn alle anderen ins Bett gegangen sind. Schieß keine Kracher ab, sonst werden sie wach. Und um Himmels willen, paß auf, daß die Dinger dir nicht die Hand abreißen. Sonst spricht meine große Schwester kein Wort mehr mit mir.«

Onkel Al lachte, stieg in seinen Wagen und ließ den Motor an. Er hob grüßend die Hand, während Marty versuchte, noch ein Wort des Dankes zu stottern. Er schaute seinem Onkel noch eine Weile nach und mußte schlucken, um nicht zu weinen. Dann steckte er sich das Paket mit Feuerwerkskörpern unter das Hemd und fuhr zum Haus zurück und in sein Zimmer.

In Gedanken wartet er jetzt darauf, daß es Nacht wird und die anderen Schlafengehen.

Er liegt an diesem Abend als erster im Bett. Seine Mutter kommt herein und gibt ihm einen Gutenachtkuß. Nur ganz kurz, und sie schaut auch nicht auf seinen dünnen Beine, die sich unter der Decke abzeichnen. »Alles in Ordnung, Marty?«

»Ja, Mom.«

Sie bleibt stehen, als wollte sie noch etwas sagen. Dann schüttelt sie fast unmerklich den Kopf und verläßt sein Zimmer.

Seine Schwester Kate kommt herein. Sie gibt ihm keinen Kuß; sie beugt sich nur vor, und er merkt, daß ihr Haar nach Chlor riecht. Sie flüstert: »Siehst du? Du kriegst nicht immer alles, bloß weil du ein Krüppel bist.«

»Du wirst dich wundern, was ich alles kriege«, sagt er leise, und sie schaut ihn eine Weile ein wenig mißtrauisch an, bevor auch sie hinausgeht.

Als letzter kommt sein Vater zu ihm und setzt sich auf Martys Bettkante. Wieder spricht er in diesem dröhnenden Kumpel-Ton. »Alles okay, alter Junge? Du bist heute aber früh ins Bett gegangen. *Wirklich* früh.«

»Ich hab mich ein wenig müde gefühlt, Daddy.«

»Okay.« Er gibt Marty mit seinen großen Händen einen Klaps auf eines seiner dünnen Beine und zuckt unbewußt zusammen. Dann steht er rasch auf. »Das mit dem Feuerwerk tut mir sehr leid, aber warte nur bis zum nächsten Jahr! Ho, ho!«

Marty lächelt ein kleines heimliches Lächeln.

Er beginnt darauf zu warten, daß die anderen ins Bett gehen. Es dauert sehr lange. Im Wohnzimmer

läuft das Fernsehen endlos weiter, und die eingespielten Lachkonserven werden gelegentlich von Kates schrillem Kichern übertönt. Die Tür zur Toilette in Großvaters Schlafzimmer wird zugeknallt, und Marty hört es rauschen. Seine Mutter plaudert am Telefon, wünscht jemandem einen schönen Vierten, ja, es sei schade, daß das Feuerwerk abgesagt worden sei, aber unter den Umständen müsse man Verständnis dafür haben. Ja, Marty sei sehr enttäuscht gewesen. Einmal, gegen Ende der Unterhaltung, lachte sie, und ihr Lachen hörte sich kein bißchen schroff an. In Martys Nähe lacht sie kaum jemals.

Es wird sieben Uhr dreißig, dann acht und dann neun Uhr, und immer wieder fährt er mit der Hand unter das Kopfkissen, um sich zu vergewissern, daß das Paket mit den Feuerwerkskörpern noch da ist. Gegen neun Uhr dreißig, als der Mond schon hoch steht, daß er Martys Zimmer mit seinem silbernen Glanz erhellt, wird es im Haus allmählich ruhig.

Das Fernsehen wird abgeschaltet. Kate muß ins Bett. Sie protestiert lauthals: alle ihre Freundinnen dürfen im Sommer *länger* aufbleiben. Als sie dann verschwunden ist, bleiben seine Eltern noch ein

wenig im Wohnzimmer sitzen. Ihre Unterhaltung ist nur ein Murmeln. Und . . .

. . . vielleicht hat er geschlafen, denn als er das nächste Mal nach seinem wunderbaren Feuerwerk greift, merkt er, daß es im Haus jetzt völlig ruhig ist und daß der Mond noch heller geworden ist — so hell, daß die Gegenstände Schatten werfen. Er nimmt das Paket und eine Schachtel Streichhölzer, die er sich vorher besorgt hat, und steckt sich beides unter das Hemd. Er stopft sich die Pyjamajacke in die Pyjamahose und trifft Anstalten, aus dem Bett zu steigen.

Das ist für Marty keine ganz leichte Übung, aber es ist auch nicht schmerhaft, wie die anderen zu glauben scheinen. Er hat nicht das geringste Gefühl in den Beinen, deshalb kann er ja auch keine Schmerzen haben. Er hält sich am Kopfende des Bettess fest und zieht sich in eine sitzende Position. Dann schiebt er eins nach dem anderen die Beine über die Bettkante. Er tut das mit einer Hand und benutzt die andere, um sich am Geländer festzuhalten, das ganz um das Zimmer herumläuft. Einmal hatte er versucht, seine Beine mit beiden Händen zu bewegen, und war hilflos kopfüber auf den Fußboden gepurzelt. Der Krach alarmierte das

ganze Haus. »Du dusseliger Angeber!« hatte Kate ihm wütend ins Ohr gezischt, nachdem man ihm in seinen Stuhl geholfen hatte. Er hatte sich ein wenig wackelig gefühlt, aber trotz einer Schwellung an der Schläfe und einer aufgeschlagenen Lippe hatte er wie verrückt gelacht. »Du willst dich wohl umbringen, was?« Und dann war sie weinend aus dem Zimmer gerannt.

Jetzt, wo er einmal auf der Bettkante sitzt, wischt er sich die Hände vorn an der Pyjamajacke ab, damit sie trocken sind und nicht abgleiten. Dann benutzt er das Geländer, um sich mit den Händen übergreifend zu seinem Rollstuhl zu schleppen. Seine nutzlosen Vogelscheuchenbeine, die nur totes Gewicht sind, zieht er hinter sich her. Der Mond ist so hell, daß er Martys Schatten in scharfen Umrissen auf den Fußboden zeichnet.

An seinem Rollstuhl ist die Bremse festgestellt, und er schwingt sich sorglos hinein. Er wartet einen Augenblick, hält den Atem an und lauscht der Stille im Haus. *Schieß keine Kracher ab*, hat Onkel AI gesagt, und als Marty jetzt in die Stille hineinlauscht, weiß er, daß sein Onkel recht hat. Er will seinen Feiertag für sich allein haben, und niemand soll es wissen. Jedenfalls nicht vor mor-

gen, wenn sie die geschwärzten Hülsen der Feuerwerkskörper auf der Veranda liegen sehen, aber dann wird es keine Rolle mehr spielen. *So viele Farben, wie ein Glücksdrache in seinem Atem hat*, hatte Onkel AI gesagt. Aber Marty nimmt an, daß es kein Gesetz gibt, das einem Drachen verbietet, leise zu atmen.

Er löst die Bremse und dreht den Stromschalter. Das kleine Bernsteinauge leuchtet auf, das ihm in der Dunkelheit anzeigt, daß die Batterie aufgeladen ist. Marty drückt den Knopf für RECHTS. Der Stuhl rotiert nach rechts. Ho, ho. Als er der Verandatür zugewandt ist, drückt Marty VORWÄRTS. Leise summend rollt der Stuhl vorwärts.

Marty läßt den Riegel der Doppeltüren zurückgleiten, drückt wieder VORWÄRTS und rollt nach draußen. Er reißt das wunderbare Paket mit Feuerwerk auf und wartet noch ein wenig. Die Sommernacht nimmt ihn gefangen — das schlaftrige Zirpen der Grillen, die Düfte, die der leise Wind heranträgt, der kaum die Blätter der Bäume bewegt, der fast unirdische Glanz des Mondes.

Er hält das Warten nicht länger aus. Er holt eine Schlange heraus, zündet ein Streichholz an und hält es an die Zündschnur. Andächtig schweigend

schaut er zu, wie grünblaues Feuer aufsprüht, wie die Schlange auf magische Weise immer größer wird, sich windet, und wie ihr Schwanz schließlich Feuer spuckt.

Der Vierte, denkt er und seine Augen leuchten, der Vierte, der Vierte, einen glücklichen vierten Juli für mich!

Die Flamme der Schlange brennt niedriger, flakert und geht aus. Marty zündet eine von den Pyramiden an und schaut zu, wie sie ein Feuer versprüht, das so gelb ist wie Dads neues Golfhemd. Als sie ausgeht, zündet er eine zweite an, die ein Licht ausstößt, das so dunkelrot ist wie die Rosen, die an dem Lattenzaun um das neue Schwimmbecken wachsen.

Jetzt erfüllt ein wunderbarer Pulvergeruch die Nacht, den der Wind verteilt und langsam davonträgt.

Als nächstes fummelt er sich die flache Packung Knallfrösche heraus, und er hat sie schon geöffnet, als ihm einfällt, daß es eine Katastrophe wäre, wenn er sie anzündete — ihr Springen und Krachen und Knallen würde die ganze Nachbarschaft wecken: Feuer, Überschwemmung, Alarm! All das, und ein elfjähriger Junge namens Marty Coslaw

wird wahrscheinlich bis Weihnachten in die Hundehütte gesperrt.

Er schiebt die Frösche auf seinem Schoß nach oben und wühlt weiter fröhlich in seinem Paket herum. Er holt die größte Pyramide von allen heraus — eine Weltklassepyramide, wenn es je eine gab. Sie ist fast so groß wie seine geschlossene Faust. In einer Mischung aus Angst und Vergnügen zündet er sie an und schleudert sie fort.

Rotes Licht, hell wie Höllenfeuer, erleuchtet die Nacht. . . und in diesem unruhig flackernden Licht sieht Marty, wie sich unterhalb der Veranda am Ende des Rasens die Büsche bewegen und teilen. Er hört ein Geräusch, das halb wie Husten und halb wie Knurren klingt. Die Bestie erscheint.

Sie bleibt eine Weile unten am Rasen stehen und scheint Witterung zu nehmen . . . und dann trottet sie den Rasen hinauf zu der Stelle, wo Marty auf den Schieferfliesen in seinem Rollstuhl sitzt, die Augen schreckgeweitet, den Oberkörper ängstlich gegen die Lehne des Stuhls gedrückt. Die Bestie bewegt sich geduckt, aber offenbar geht sie auf den Hinterbeinen. Sie geht, wie auch ein Mensch gehen würde. Das rote Licht des Feuerwerkskörpers lässt ihre grünen Augen tückisch aufblitzen.

Sie bewegt sich langsam, und ihre Nüstern bewegen sich rhythmisch. Sie wittert ihre Beute, und gewiß wittert sie auch, daß ihre Beute schwach und leicht zu erlangen ist. Marty kann das Untier *riechen* — sein Fell, seinen Schweiß, seine Bösartigkeit. Wieder knurrt die Bestie. Ihre dicken leberfarbenen Lefzen schieben sich zurück und geben die gewaltigen Zähne frei. Ihr Fell schimmert silbrigrot.

Sie hat ihn fast erreicht — ihre Klauenhände, die auf so seltsame Weise menschlichen Händen ähneln, greifen nach seiner Kehle — da denkt der Junge an das Paket mit den Knallfröschen. Ohne recht zu wissen, was er tut, reißt er ein Streichholz an und hält es an die Zündschnur. Heiße rote Funken sprühen und versengen die feinen Härchen an seinem Handrücken. Der Werwolf zieht sich irritiert ein Stück zurück und stößt ein fragendes Knurren aus, das, wie seine Hände, fast menschlich wirkt. Marty wirft ihm das Paket mit den Knallfröschen ins Gesicht.

Sie explodieren mit grellen Blitzen und lautem Krachen. Die Bestie heult laut auf vor Schmerz und Wut. Sie taumelt zurück und versucht, sich vor den Explosionen zu schützen, die ihr Feuer und bren-

nendes Pulver ins Gesicht tätowieren. Als vier Frösche gleichzeitig mit einem donnernden Knall vor der Schnauze der Bestie zerplatzen, sieht Marty, daß eins ihrer funkelnden grünen Augen erlischt. Jetzt kreischt der Werwolf in wilder Qual. Brüllend greift er sich ins Gesicht, und als im Haus der Coslaws die ersten Lichter angehen, springt er über den Rasen und verschwindet im Gebüsch. Zurück bleibt nur der Geruch von verbranntem Fell, und vom Haus klingen ängstliche Schreie herüber.

»Was war das?« ruft seine Mutter, und ihre Stimme klingt ein bißchen schroff.

»Wer ist da, verdammt nochmal?« Der Tonfall seines Vaters ist durchaus nicht der eines guten Kumpels.

»Marty?« Kates Stimme zittert, und in ihr liegt nicht die geringste Bosheit. »Marty, ist dir auch nichts passiert?«

Großvater Coslaw verschläft den ganzen Vorfall.

Marty lehnt sich in seinem Rollstuhl zurück, während die große rote Pyramide langsam ausbrennt. Ihr Licht hat jetzt die weiche und rosige Farbe eines Sonnenaufgangs. Er ist zu sehr mitgenommen, als daß er weinen könnte. Aber sein

Schock ist nicht nur dunkle Angst. Zwar werden seine Eltern ihn am nächsten Tag zu seinem Onkel Jim und seiner Tante Ida nach Stowe in Vermont verfrachten, wo er bleiben wird, bis die Sommerferien zu Ende sind (die Polizei rät dazu, denn sie fürchtet, daß der Vollmondmörder noch einmal versuchen könnte, Marty anzugreifen und zum Schweigen zu bringen). Aber die tiefe Freude, die der Junge empfindet, ist stärker als der Schock. Er hat in das grauenhafte Gesicht der Bestie geschaut und überlebt. Und außerdem empfindet er eine ganz einfache kindliche Freude, eine Freude, die er niemandem wird mitteilen können, nicht einmal Onkel Al, der ihn vielleicht verstanden hätte. Er empfindet diese Freude, weil das Feuerwerk stattgefunden hat. Trotz allem! Trotz der Bestie!

Und während seine Eltern sich noch Sorgen wegen seiner Psyche machen und sich fragen, ob von diesem Erlebnis wohl Komplexe zurückbleiben werden, ist Marty Coslaw im tiefsten Innern davon überzeugt, daß es der schönste Nationalfeiertag von allen gewesen ist.

Sandini Sammlung

AUGUST



»Natürlich glaube ich, daß es eine Art Werwolf ist«, sagt Polizist Neary. Er spricht zu laut — vielleicht zufällig, aber wohl eher absichtlich — und in Stans Frisörladen verstummt jede Unterhaltung. Der August ist fast halb vorbei, in Tarker's Mills der heißeste August seit Menschengedenken, und gestern war Vollmond. Die Stadt hält den Atem an und wartet.

Polizist Neary schaut sich unter seinen Zuhörern um und spricht weiter aus Stan Pelkys mittlerem Frisiersessel. Er spricht gewichtig, kritisch und auf psychologischer Basis, alles aus den Tiefen seiner High-School-Bildung. Neary ist ein großer kräftiger Mann, und in der High-School hat er für die Tarker's Mills Tigers den Ball hinter die gegneri-

sehe Torlinie gebracht; seine schulischen Leistungen wurden gelegentlich mit Drei und sehr oft mit Vier benotet.

»Es gibt Leute«, erklärt er seinen Zuhörern, »die wie zwei Menschen sind. Sie haben eine gespaltene Persönlichkeit. Ich würde sie verdammte Schizos nennen.«

Er schweigt eine Weile, um das respektvolle Schweigen zu genießen, mit dem die anderen seine Worte quittieren. Dann fährt er fort: »Ich glaube, daß dieser Mann auch so einer ist. Ich glaube, er weiß nicht was er tut, wenn er bei Vollmond losläuft und jemanden umbringt. Es könnte jeder sein — ein Bankkassierer, ein Tankwart an einer der Stationen an der Town Road, vielleicht sogar einer der Anwesenden. In dem Sinne, daß man innerlich ein Tier ist und äußerlich ganz normal aussieht. Darauf kann man wetten. Wenn ihr aber glaubt, da ist ein Kerl, dem plötzlich Haare wachsen und der dann den Mond anheult. . . nein. Solchen Quatsch können nur Kinder glauben.«

»Und was ist mit dem Jungen von Coslaw, Neary?« fragt Stan und bearbeitet dabei sorgfältig Nearys Specknacken. Seine lange scharfe Schere macht *schnipp . . . schnipp . . . schnipp*.

»Das beweist doch, was ich gesagt hab'«, erwiderte Neary ungehalten. »Solche Scheiße können nur Kinder glauben.«

Und er ist *wirklich* ungehalten, wenn er an Marty Coslaw denkt.

Dieser Junge hat als einziger den Irren gesehen, der in dieser Stadt sechs Leute umgebracht hat, unter ihnen Nearys guten Freund Alfie Knopfler. Und darf er etwa den Jungen vernehmen? Nein. Weiß er überhaupt, wo der Junge ist? Nein! Er hat sich mit einem Protokoll zufriedengeben müssen, in das ihm die State Police Einblick gewährte, und auch darum hat er auf Knien betteln müssen. Das alles nur, weil er ein Kleinstadtpolizist ist, den die State Police für ein Kind hält, das sich nicht allein die Schuhe zubinden kann. Und das Protokoll! Damit hätte er sich genausogut den Arsch abwischen können. Nach diesem Protokoll war die »Bestie« dem Jungen der Coslaws über zwei Meter groß vorgekommen. Sie sei nackt und ihr ganzer Körper mit Haaren bedeckt gewesen. Sie habe riesige Zähne und grüne Augen gehabt und habe gerochen wie eine Fuhre Pantherscheiße. Sie habe Klauen gehabt, aber diese Klauen hätten wie Hände ausgesehen. Außerdem meinte der Junge

einen Schwanz gesehen zu haben. *Einen Schwanz*, verdammt nochmal.

»Vielleicht« ruft Kenny Franklin von seinem Platz auf einem der Stühle, die für die Wartenden entlang der Wand stehen, »vielleicht ist das eine Art Verkleidung, die der Kerl trägt. So etwas wie eine Maske.«

»Das glaube ich nicht«, sagt Neary nachdrücklich und nickt, um seine Worte zu unterstreichen. Stan muß rasch die Schere zurückziehen, damit er Neary nicht in den Specknacken sticht. »No, Sir! Das glaube ich nicht! Vor den Sommerferien hat der Junge in der Schule zu viele Werwolfgeschichten gehört — das hat er selbst zugegeben —, und dann hat er nichts anderes zu tun als in seinem Stuhl zu sitzen und darüber nachzudenken. Simple Psychologie. Wenn *du* bei Mondschein aus dem Busch gekommen wärest, hätte er *dich* für einen Werwolf gehalten, Kenny.«

Kenny lacht ein wenig gequält.

»Nein«, sagt Neary finster. »Die Aussage des Jungen taugt überhaupt nichts.«

In seiner Empörung und Enttäuschung über das Protokoll, das im Hause von Marty Coslaws Onkel und Tante in Stowe aufgenommen wurde,

hat Polizist Neary diese Zeilen übersehen: »Vier von den Dingern explodierten neben seinem Gesicht — ich denke, man kann es ein Gesicht nennen — und zwar alle gleichzeitig, und ich glaube, er hat dabei ein Auge verloren. Das linke Auge.«

Wenn Constable Neary sich das hätte durch den Kopf gehen lassen — was er aber nicht tat —, hätte er noch verächtlicher gelacht, denn in jenem stillen heißen August 1984 trug nur eine Person in der Stadt eine Augenklappe, und es war völlig absurd, ausgerechnet *diese* Person für den Mörder zu halten. Eher hätte Neary seiner eigenen Mutter die Morde zugetraut.

»Nur eins wird diesen Fall lösen«, sagt Constable Neary und zeigt mit dem Finger auf die vier oder fünf Männer, die an der Wand sitzen und auf ihren Samstagmorgenhaarschnitt warten, »und das ist gute Polizeiarbeit. Und ich werde der Mann sein, der sie ausführt. Diese Idioten von der State Police werden sich noch wundern, wenn ich den Kerl erwischt habe.« Neary bekommt ein ganz verträumtes Gesicht. »Jeder kann es sein«, sagt er. »Ein Bankkassierer . . . ein Tankwart. . . jemand, mit dem ihr unten in der Bar ein Bier trinkt. Aber

gute Polizeiarbeit wird den Fall klären. Denkt an meine Worte.«

Aber Nearys gute Polizeiarbeit findet an diesem Abend ihr Ende, als ein behaarter, im Licht des Mondes silbrig glänzender Arm in das offene Fenster seines Dodge greift, mit dem er im Westen von Tarker's Mills an der Kreuzung zweier Feldwege parkt. Er hört ein schnaubendes Knurren und riecht einen wilden und erschreckenden Geruch, wie man ihn im Raubtierhaus eines Zoos riechen kann.

Sein Kopf wird herumgerissen, und er starrt in ein grünes Auge. Er sieht das Fell und die schwarze feuchtglänzende Schnauze. Und als das Biest die Schnauze öffnet, sieht er die Zähne. Fast spielerisch fährt ihm die Bestie mit der Klaue ins Gesicht und reißt ihm die rechte Wange weg. Überall spritzt Blut. Er spürt, wie es über den Rücken seines Hemdes läuft und warm einsickert. Er schreit; er schreit und spuckt Blut. Hinter den Schultern der Bestie schickt der Mond sein weißes Licht herab.

Er vergißt sein Gewehr hinten im Wagen und die Fünfundvierziger an seinem Gürtel. Er denkt nicht mehr an Psychologie und auch nicht mehr an gute Polizeiarbeit. Statt dessen konzentriert er sich auf

etwas, das Kenny Franklin heute morgen im Frisörladen sagte. *Vielleicht ist es eine Art Verkleidung, die der Kerl trägt. So etwas wie eine Maske.*

Deshalb greift Neary dem Wolf ins Gesicht, als dieser ihn an der Kehle packt. Er reißt an dem groben drahtigen Fell und hofft wie von Sinnen, daß er die Maske lösen und abziehen kann — daß er Stoff reißen hören und den Mörder sehen wird.

Aber nichts dergleichen geschieht — nichts, außer daß die Bestie vor Wut und Schmerz aufbrüllt. Sie schlägt mit ihrer Klauenhand zu — ja, er sieht, daß es eine Hand ist, wenn auch auf scheußliche Weise mißgestaltet, eine Hand, der Junge hatte recht. Blut spritzt gegen die Windschutzscheibe des Wagens und auf das Amaturenbrett und tropft in die Flasche Buschbier, die zwischen Nearys Beinen steht.

Mit der anderen Hand greift der Werwolf in Nearys frischgeschnittenes Haar und zerrt ihn halb aus dem Wagen. Er heult triumphierend auf und wühlt die Schnauze in Nearys Hals. Er frißt, während das Bier aus der heruntergefallenen Flasche läuft und der Schaum sich zwischen Brems- und Kupplungspedal auf dem Wagenboden verteilt.

So weit die Psychologie. So weit die Polizeiarbeit.

SEPTEMBER



Der Monat neigt sich dem Ende zu, und wieder nähert sich die Vollmondnacht. Die verängstigten Leute von Tarker's Mills warten darauf, daß das Wetter sich abkühlt, aber es bleibt schwül und drückend. Woanders in der Welt wird ein Baseballspiel nach dem anderen entschieden, und die Football-Saison hat begonnen. Der gute alte Willard Scott informiert die Leute von Tarker's Mills, daß am einundzwanzigsten September in den kanadischen Rockies dreißig Zentimeter Schnee gefallen seien. Aber in diesem Teil der Welt hält sich der Sommer. Am Tage liegen die Temperaturen um dreißig Grad; die Kinder gehen seit drei Wochen wieder zur Schule und sitzen unglücklich und schweißgebadet in den summenden Klassenzim-

mern, in denen die Uhren so eingestellt zu sein scheinen, daß die Zeiger in einer vollen Stunde nur um eine Minute weiterrücken. Männer streiten sich aus nichtigsten Anlässen mit ihren Frauen, und bei O'Neils Tankstelle an der Town Road vor der Auffahrt zur Fernstraße beschwert sich ein Tourist bei Pucky O'Neil über die Benzinpreise, und Pucky schlägt dem Burschen das Zapfventil ins Gesicht. Der Mann stammt aus New Jersey, und seine Oberlippe muß mit vier Stichen genäht werden. Bevor er weiterfährt, murmelt er böse etwas von Anzeige und teuren Rechtsanwälten.

»Ich weiß nicht, warum der Kerl sich aufregt«, sagt Pucky abends in der Kneipe mürrisch. »Ich habe nur mit halber Kraft zugeschlagen. Wenn ich mit ganzer Kraft zugeschlagen hätte, wäre von seiner Fresse kaum noch etwas übrig.«

»Klar«, sagt Billy Robertson, denn Pucky sieht ganz so aus, als würde er ihn auch schlagen, diesmal mit ganzer Kraft, wenn er nicht zustimmt. »Wie war's mit noch 'nem Bier, Pucky?«

»Verdammte gute Idee«, sagt Pucky.

Wegen etwas Ei, das die Geschirrspülmaschine an einem Teller gelassen hatte, schlägt Milt Sturmfuller seine Frau krankenhausreif. Er schaut nur

kurz auf den angetrockneten gelben Fleck auf dem Teller, den sie ihm zum Frühstück hingestellt hat, und schlägt zu. Er schlägt mit ganzer Kraft zu, wie Pucky O'Neil gesagt hätte. »Verdammte Schlampe«, sagt er, als er über Donna Lee steht, die mit gebrochener und blutender Nase auf dem Küchenfußboden liegt und auch am Hinterkopf blutet. »Meine Mutter hat das Geschirr immer sauber gekriegt, und sie hatte keine Geschirrspülmaschine. Ich möchte wissen, was mit *dir* los ist.«

Später wird er dem Arzt in der Notaufnahme des Portland General Hospital erzählen, daß Donna Lee die Hintertreppe hinuntergefallen sei. Die in neun Jahren Ehekrieg demoralisierte und völlig eingeschüchterte Donna Lee wird diese Aussage bestätigen.

Gegen sieben Uhr am Abend der Vollmondnacht kommt Wind auf — der erste kühle Wind dieses langen Sommers. Er bringt Wolken von Norden heran, hinter denen der Mond immer wieder verschwindet. Wenn er dann auftaucht, verwandelt er ihre Ränder in getriebenes Silber. Dann werden die Wolken dichter, und der Mond wird unsichtbar . . . aber er ist da; die Gezeiten zwanzig Meilen vor Tarker's Mills spüren seine Anzie-

hungskraft, und auch die Bestie, die viel näher ist, spürt ihn.

Gegen zwei Uhr morgens beginnt in Eimer Zinnemans Schweinestall an der West Stage Road, etwa zwölf Meilen vor der Stadt, ein fürchterliches Gequieke. Nur mit einer Pyjamahose und seinen Hausschuhen bekleidet, holt Eimer seine Flinte. Seine Frau, die fast schön war, als er sie 1947 mit sechzehn heiratete, bittet und bettelt und weint, weil sie will, daß er bei ihr bleibt und nicht hinausgeht. Eimer schüttelt sie ab und holt das Gewehr vom Flur. Seine Schweine quieken nicht nur; sie *kreischen*. Es hört sich an, als hätte ein Wahnsinniger eine Schar sehr junger Mädchen plötzlich aus dem Schlaf geweckt. Er wolle hinausgehen, nichts könne ihn davon abhalten, sagt er zu ihr. Und dann bleibt seine schwielige Hand auf dem Riegel der Hintertür liegen, und er steht wie erstarrt. Ein kreischendes Triumphgeheul steigt in die Nacht. Es ist der Schrei eines Wolfes, aber in diesem Geheul liegt etwas so Menschliches, daß er die Hand vom Riegel nimmt und sich von Alice Zinneman ins Wohnzimmer ziehen läßt. Er legt die Arme um sie und drängt sie auf das Sofa, wo sie wie zwei ängstliche Kinder sitzenbleiben.

Das Geschrei der Schweine wird leiser und verstummt. In rauen, blutig gurgelnden Lauten ersterben die Schreie. Wieder heult die Bestie auf, und ihr Schrei ist so silbern wie der Mond. Eimer tritt an das Fenster und sieht etwas — er weiß nicht was — in der Dunkelheit verschwinden.

Später fängt es an zu regnen, und die Tropfen schlagen gegen die Fenster, während Eimer und Alice bei angeschaltetem Licht in ihrem Schlafzimmer im Bett sitzen. Es ist ein kalter Regen, der erste wirkliche Herbstregen, und morgen wird im Laub das erste Braun erscheinen.

Eimer findet in seinem Schweinestall, was er erwartet hatte: ein Gemetzel. Alle neun Sauen und seine beiden Eber sind tot — aufgeschlitzt und teilweise gefressen. Sie liegen im Schlamm, und der kalte Regen fällt auf ihre Leiber. Ihre hervorquellenden Augen starren in den Herbsthimmel.

Eimers Bruder Pete, der aus Minot herbeigerufen wurde, steht neben ihm. Sie reden lange Zeit kein Wort, und dann sagt Eimer etwas, worüber auch Pete nachgedacht hat. »Die Versicherung wird einiges davon bezahlen. Nicht alles, aber einiges. Mit dem Rest muß ich mich abfinden. Besser meine Schweine als wieder ein Mensch.«

Pete nickt. »Das reicht jetzt«, sagt er, und seine Stimme ist ein Murmeln, das man bei dem Regen kaum hören kann.

»Was meinst du damit?«

»Du weißt, was ich meine. Beim nächsten Vollmond müssen vierzig Männer raus . . . oder sechzig . . . oder hundertsechzig. Es wird langsam Zeit, daß die Leute aufhören, so zu tun, als passte nichts, wo es doch jeder Narr sehen kann. Mein Gott, schau dir das hier doch nur an!«

Pete zeigt nach unten. Um die gemetzten Schweine herum ist die weiche Erde des Stalls voller Spuren. Sie sehen aus wie Wolfsspuren . . . aber sie sehen auch seltsam menschlich aus.

»Siehst du diese verdamten Spuren?«

»Ich sehe sie«, räumt Eimer ein.

»Glaubst du, die süße Betsy aus Pike hat diese Spuren gemacht?«

»Das wohl nicht gerade.«

»Solche Spuren sind die Spuren eines Werwolfs«, sagt Pete. »Du weißt es, Alice weiß es, die meisten Leute in der Stadt wissen es. Verdammter, sogar *ich* weiß es, und ich stamme aus einem andern Staat.« Er schaut seinen Bruder mit seinem ernsten und strengen Gesicht an, dem Gesicht eines

Neu-England-Puritaners aus dem Jahre 1651. Und er wiederholt seine Worte: »Das reicht jetzt. Höchste Zeit, mit dieser Sache Schluß zu machen.«

Eimer denkt längere Zeit darüber nach, während der Regen auf die Wettermäntel der beiden Männer fällt. Dann nickt er. »Du hast recht. Aber nicht beim nächsten Vollmond.«

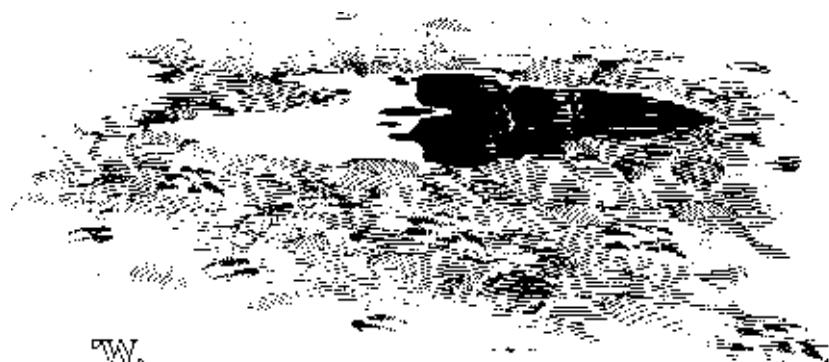
»Willst du bis November warten?«

Wieder nickte Eimer. »Dann sind die Wälder kahl, und wir können die Spuren besser erkennen, sobald Schnee gefallen ist.«

»Und was passiert im nächsten Monat?«

Eimer Zinneman betrachtet seine ermordeten Schweine in dem Stall neben der Scheune. Dann schaut er seinen Bruder an.

»Die Leute müssen aufpassen«, sagt er.



W.

Sandini Sammlung

OKTOBER



Als Marty Coslaw mit fast leeren Batterien in seinem Rollstuhl von den Hausbesuchen zu Allerheiligen zurückkommt, geht er sofort ins Bett, aber er liegt noch wach, bis der Halbmond am kalten Himmel aufgeht, wo die Sterne wie Diamanten funkeln. Draußen auf der Veranda, wo eine Packung Knallfrösche zum Vierten Juli ihm das Leben rettete, fegt ein kalter Wind braune Blätter in Wirbeln über die Steine. Sie rasseln wie alte Knochen. In Tarker's Mills ist der Oktobervollmond gekommen und gegangen, ohne daß ein neuer Mord geschah, so daß es jetzt zwei Monate nacheinander keinen Mord gegeben hat. Einige Leute in der Stadt — Stan Pelky, der Frisör, ist einer von Ihnen, Cal Blodwin, dem Blodwin Chevrolet

gehört, die einzige Autohandlung am Ort, ist ein zweiter — glauben, daß der Schrecken vorüber ist. Der Mörder war ein Herumtreiber oder Landstreicher, der im Wald gelebt hat und inzwischen weitergezogen ist, wie man es vorausgesagt habe.

Andere allerdings sind sich da nicht so sicher. Sie machen sich Gedanken über die vier gemetzten Rehe, die am Tag nach dem Oktobervollmond vor der Stadt an der Straße gefunden wurden, und über Eimer Zinnemans elf Schweine, die im September bei Vollmond getötet wurden. An diesen langen Herbstabenden wird in der Kneipe beim Bier heftig darüber gestritten.

Aber Marty Coslaw weiß es.

Heute abend ist er mit seinem Vater losgezogen. Sein Vater liebt die Hausbesuche zu Allerheiligen, er liebt die scharfe Kälte, er lacht gern sein herzliches Alter-Kumpel-Lachen und brüllt idiotische Sachen wie »Ho, ho!«, wenn sich die Haustüren öffnen und vertraute Gesichter aus Tarker's Mills herausschauen. Marty ging als Yoda aus »Krieg der Sterne«, eine große Gummimaske über den Kopf gezogen und in ein weites Gewand gehüllt, das seine verkümmerten Beine bedeckte. »Du kriegst *immer* alles was du willst«, sagt Katie und wirft den

Kopf zurück, als sie die Maske sieht. . . aber er weiß, daß sie nicht wirklich wütend auf ihn ist. Und wie um das zu beweisen, macht sie ihm einen schönen krummen Yoda-Stab, mit dem er seine Kostümierung vervollständigt. Aber vielleicht ist sie ein wenig traurig, weil sie jetzt zu alt ist, mit den anderen Kindern von Haus zu Haus zu ziehen. Statt dessen besucht sie zusammen mit ihren Freundinnen von der High-School eine Party. Sie wird zu Platten von Donna Summer tanzen, und später wird die Beleuchtung vielleicht ein wenig gedämpft, und die Mädchen spielen Flaschendrehen, und sie wird vielleicht irgendeinen Jungen küssen, nicht weil sie das will, sondern weil sie dann am nächsten Morgen in der Schule mit ihren Freundinnen darüber kichern kann.

Martys Dad nimmt Marty in seinem Lieferwagen mit, denn der Lieferwagen hat eine eingebaute Rampe, mit deren Hilfe Marty ein- und ausgeladen werden kann. Many rollt die Rampe hinunter und fährt dann selbst mit seinem Rollstuhl von Haus zu Haus. Er hat eine Tasche mit, und sie gehen zu allen Häusern in ihrer Straße und auch noch zu ein paar Häusern weiter unten in der Stadt; zu den Collinses, den MacInnes, den Manchesters, den

Millikens, den Eastons. In der Kneipe steht ein ganzes Goldfischglas voll Süßigkeiten. In der Pfarrei der Unabhängigen Gemeinde gibt es Schokoladenriegel und in der Pfarrei der Baptistenkirche wieder andere Süßigkeiten. Dann weiter zu den Randolphs, den Quinns, den Dixons und zu noch einem oder zwei Dutzend Leuten. Marty kommt mit einer prall gefüllten Tasche nach Hause . . . und er weiß etwas Erschreckendes, etwas fast Unglaubliches.

Er weiß es.

Er weiß, wer der Werwolf ist.

An einem Punkt seiner Tour hat die Bestie, die jetzt zwischen den Monden ihres Wahnsinns nicht zu fürchten ist, ihm eigenhändig Süßigkeiten in seine Tasche geworfen und dabei nicht gemerkt, wie Martys Gesicht unter seiner Yoda-Maske totenblaß wurde oder daß seine behandschuhten Hände den Yoda-Stab so fest packten, daß die Fingernägel weiß wurden. Der Werwolf lächelt Marty an und streicht ihm über seinen Gummikopf.

Aber er ist der Werwolf. Das weiß Marty, und nicht nur weil der Mann eine Augenklappe trägt. Da ist noch etwas anderes — in dem Menschenge-

sieht dieses Mannes erkennt Marty eine seltsame Ähnlichkeit mit dem knurrenden Gesicht des Tieres, das er in jener silbrigen Sommernacht vor fast vier Monaten sah.

Seit er aus Vermont nach Tarker's Mills zurückgekommen war, hatte Marty Ausschau gehalten. Er war überzeugt gewesen, daß er den Werwolf früher oder später sehen und auch erkennen würde, denn der Werwolf mußte ein einäugiger Mann sein. Die Polizei hatte genickt und eine Überprüfung versprochen, als er den Beamten erzählte, daß der Werwolf nach Martys Ansicht ein Auge verloren haben müsse. Aber Marty weiß, daß sie ihm nicht geglaubt haben. Vielleicht weil er ein Kind ist, oder vielleicht weil sie in der Julinacht, als die Begegnung stattfand, nicht dabei waren. Aber das war gleichgültig. Er wußte, daß es so war.

Tarker's Mills ist eine kleine Stadt, aber ziemlich ausgedehnt, und bis heute abend hat Marty keinen einäugigen Mann gesehen, und er hat nicht gewagt, Fragen zu stellen; seine Mutter fürchtet ohnehin schon, daß die Episode vom Juli ihm seelischen Schaden zugefügt haben könnte. Er fürchtet, daß sie es erfahren könnte, wenn er der Sache zu auffällig nachspürte. Außerdem ist Tarker's Mills

tatsächlich nicht besonders groß. Früher oder später würde er die Bestie in ihrer menschlichen Gestalt treffen.

Auf dem Nachhauseweg denkt Mr. Coslaw (Trainer Coslaw für Tausende von Studenten in Vergangenheit und Gegenwart), daß Marty so still ist, weil die Aufregung des Abends ihn ermüdet hat. In Wirklichkeit ist das nicht der Fall. Marty hat sich niemals — ausgenommen in der Nacht des wunderbaren Feuerwerks — so wach und lebendig gefühlt. Und sein wesentlicher Gedanke ist dieser: ich habe nur deshalb fast sechzig Tage dazu gebraucht, die Identität des Werwolfs zu ermitteln, weil ich, Marty, katholisch bin und die St.-Marien-Kirche am Stadtrand besuche.

Der Mann mit der Augenklappe, der Mann, der Süßigkeiten in seine Tasche geworfen, gelächelt und ihm über den Gummikopf gestrichen hat, ist kein Katholik. Weit gefehlt. Die Bestie ist der Reverend Lester Löwe von der Gnadenkirche der Baptisten.

Als er lächelnd aus der Tür schaut, sieht Marty im gelben Licht der Lampe deutlich die Augenklappe. Sie gibt dem Mausgesicht des kleinen Geistlichen ein fast piratenhaftes Aussehen.

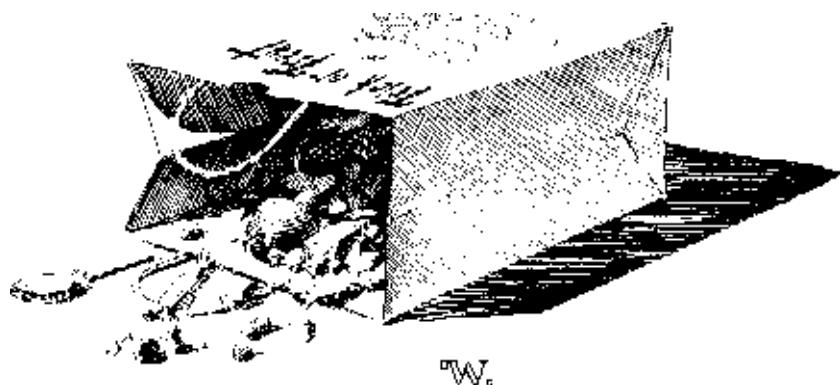
»Das mit ihrem Auge tut mir leid, Reverend Löwe«, sagte Mr. Coslaw mit seiner dröhnenden Stimme. »Hoffentlich ist es nichts Ernstes.«

Reverend Lowes Lächeln wurde immer gequälter. Er habe tatsächlich das Auge verloren. Ein gutartiger Tumor; man habe das Auge entfernen müssen, um an den Tumor zu gelangen. Aber es sei der Wille des Herrn, und er habe sich damit abgefunden. Noch einmal hatte er Marty über seine Gummimaske gestrichen und gesagt, er kenne Leute, die ein schwereres Kreuz zu tragen haben.

Jetzt liegt Marty also im Bett und hört den Oktoberwind draußen singen, die letzten Blätter des Jahres aufwirbeln und leise durch die Augenlöcher der ausgehöhlten Kürbisse pfeifen, die die Einfahrt der Coslaws flankieren. Er sieht den Halbmond über den sternfunkelnden Himmel ziehen. Die Frage ist die: *Was soll er jetzt tun?*

Er weiß es nicht, aber er ist sicher, daß die Antwort darauf noch kommen wird.

Er schläft den tiefen traumlosen Schlaf gesunder Jungen, während draußen der Wind über Tarker's Mills hinwegfegt, den Oktober vertreibt und den kalten sternenglänzenden November bringt, den eisernen Monat des Herbstes.



NOVEMBER



Der dunkle November hat Tarker's Mills erreicht. Auf der Hauptstraße scheint ein seltsamer Exodus stattzufinden. Der Reverend Löwe beobachtet ihn von der Tür seiner Baptistenpfarrei aus; er ist gerade herausgekommen, um seine Post zu holen, und hält sechs Rundschreiben und einen einzelnen Brief in der Hand. Er schaut den staubigen Kleinlatern nach, die jetzt zur Stadt hinausfahren — Fords, Chevys und International Harvesters.

Die Meteorologen sagen, daß es bald Schnee geben wird, aber diese Leute sind nicht auf der Flucht vor der Witterung und nicht auf dem Weg in wärmere Gefilde. Man fährt nicht im Jagdzug mit Gewehr und Hunden im Wagen an die goldenen Strände Floridas oder Kaliforniens. Dies ist

schon der vierte Tag, daß die Männer, angeführt von Eimer Zinneman und seinem Bruder Pete mit ihren Gewehren und Hunden und vielen Sechser-packs Bier hinausfahren. Diese Ausflüge werden veranstaltet, weil bald Vollmond ist. Die Jagd auf Vögel und Rotwild ist vorbei, aber für Werwölfe gibt es keine Schonzeit. Hinter der Maske ihrer grimmig entschlossenen Gesichter amüsieren sich die meisten Männer köstlich.

Reverend Löwe weiß, daß einige dieser Männer nur herumalbern; hier haben sie die Gelegenheit, in die Wälder zu fahren, Bier zu saufen, in Schluchten zu pissen, sich Witze über Polacken, Franzosen und Nigger zu erzählen und auf Eichhörnchen und Krähen zu schießen. *Sie sind die eigentlichen Tiere*, denkt Löwe, und fährt unbewußt mit der Hand über die Augenklappe, die er seit Juli trägt. *Wahrscheinlich wird irgend jemand noch einen anderen erschießen. Sie können von Glück sagen, daß es nicht schon passiert ist.*

Hupend und unter Hundegebell verschwinden die letzten Wagen hinter Tarker's Hill. Ja, einige der Männer albern nur herum, aber andere — zum Beispiel Eimer und Pete Zinneman — meinen es todernst.

Wenn diese Kreatur, Mensch oder Bestie oder was auch immer, in diesem Monat wieder unterwegs ist, werden die Hunde die Fährte aufnehmen, hatte der Reverend Eimer vor kaum zwei Wochen beim Frisör sagen hören. Und wenn sie — oder er — wegbleibt, dann haben wir vielleicht ein Leben gerettet. Mindestens aber irgend jemandes Vieh.

Ja, einige der Männer — vielleicht ein Dutzend, vielleicht zwei Dutzend — meinen es ernst. Aber sie sind es nicht, denen Löwe dieses seltsame Gefühl zu verdanken hat — dieses Gefühl, in die Enge getrieben zu werden.

Es sind die Notizen, die das bewirkt haben. Die Notizen, deren längste nur aus zwei Sätzen besteht, und die mit einer kindlichen Handschrift geschrieben sind und gelegentlich Rechtschreibfehler aufweisen. Er betrachtet den Brief, der mit der heutigen Post gekommen ist und in der gleichen kindlichen Handschrift adressiert wurde: *Reverend Löwe, Pfarrei der Baptistenkirche, Tarker's Mills, Mains 04491.*

Nun, dieses seltsame Gefühl, in der Falle zu stecken . . . er stellt sich vor, daß sich ein Fuchs so fühlen muß, der merkt, daß die Hunde ihn irgendwie in eine Sackgasse gejagt haben. Dieser Augen-

blick der Panik, wenn der Fuchs sich mit gefletschten Zähnen den Hunden zum Kampf stellt, die ihn mit Sicherheit zerreißen werden.

Er schließt die Tür hinter sich und geht in den Salon, wo die alte Standuhr feierlich tickt und tackt. Er setzt sich und legt die religiösen Rundschreiben säuberlich auf den Tisch, den Mrs. Miller zweimal in der Woche poliert, und öffnet seinen neuen Brief. Wie bei den anderen Notizen, fehlen Anrede und Unterschrift. In der Mitte eines vom Notizblock eines Schülers gerissenen Zettels steht dieser Satz:

Warum nehmen Sie sich nicht das Leben?

Reverend Löwe faßt sich mit der Hand an die Stirn — sie zittert leicht. Mit der anderen Hand zerknüllt er den Zettel und legt ihn in den großen gläsernen Aschenbecher, der mitten auf dem Tisch steht. Reverend Löwe führt alle seine Beratungen in diesem Raum durch, und einige mühsalbeladenen Gemeindemitglieder rauchen. Er nimmt ein Streichholzheftchen aus seinem Sweater, den er immer samstags trägt, und zündet den Zettel an wie er die anderen angezündet hat. Er schaut zu, wie das Papier verbrennt.

In zwei deutlich verschiedenen Stadien hat Löwe

erfahren, was er ist. Nach dem Alptraum vom Mai, dem Traum, in dem sich alle Mitglieder seiner Gemeinde in Werwölfe verwandelten, und nachdem er Clyde Corliss' entsetzlich verstümmelte Leiche gefunden hatte, ist ihm klargeworden, daß etwas . . . nun, daß etwas mit ihm nicht stimmt. Er weiß nicht, wie er es sonst ausdrücken soll. Etwas *stimmt* mit ihm nicht. Andererseits weiß er, daß er sich morgens nach dem Aufstehen manchmal erstaunlich gut und kräftig fühlt, gewöhnlich bei Vollmond. Dieses Gefühl schwindet, wenn der Mond abnimmt und wächst bei zunehmendem Mond.

Nach dem Traum und nach Corliss' Tod war er gezwungen, andere Dinge zu registrieren, die er bisher verdrängt hatte. Verschmutzte und zerrissene Kleidung. Kratzer und Abschürfungen, die er sich nicht erklären kann (aber da sie nie schmerzen, wie gewöhnliche Verletzungen, war es leicht, sie zu ignorieren oder einfach . . . nicht daran zu denken). Es war ihm sogar gelungen, Blutspuren zu ignorieren, die er manchmal an seinen Händen feststellte . . . und an seinen Lippen.

Dann kam am fünften Juli das zweite Stadium. Einfach beschrieben: Er war auf einem Auge blind

aufgewacht. Genau wie bei den Kratzern und Abschürfungen, hatte er keine Schmerzen empfunden; nur eine blutig verbrannte Höhle wo sein linkes Auge gesessen hatte. Inzwischen war sein Wissen um die Dinge so überwältigend geworden, daß es nicht mehr zu leugnen war: *er* war die Bestie; *er* ist der Werwolf.

Während der letzten drei Tage hatte er wieder diese vertrauten Empfindungen: eine große Unruhe, eine fast freudige Ungeduld, ein Gefühl der Spannung im Körper. Es kommt wieder — die Veränderung steht unmittelbar bevor. Heute nacht ist Vollmond, und die Jäger werden mit ihren Hunden unterwegs sein. Nun, das ist unwichtig. Er ist schlauer, als sie denken. Sie sprechen von einem Mann-Wolf, aber sie denken immer nur an den Wolf, nicht an den Mann. Sie können ihre Kleinlaster fahren, und er kann seinen Volare-Sedan fahren. Und heute nachmittag wird er nach Portland fahren und irgendwo am Stadtrand in einem Motel absteigen, denkt er. Und wenn die Veränderung eintritt, wird es keine Hunde und keine Jäger geben. Sie können ihm keine Angst machen.

Warum nehmen Sie sich nicht das Leben?

Die erste Notiz kam Anfang des Monats. In ihr stand nur:

Ich weiß, wer Sie sind.

In der zweiten stand:

Wenn Sie ein Gottesmann sind, verschwinden Sie aus der Stadt. Gehen Sie irgendwohin, wo Sie Tiere töten können, aber keine Menschen.

In der dritten stand:

Machen Sie ein Ende.

Das war alles; nur: *Machen Sie ein Ende.* Und heute

Warum nehmen Sie sich nicht das Leben?

Weil ich es nicht will, denkt Reverend Löwe mürrisch. Dies — was es auch sei — habe ich mir nicht gewünscht. Ich bin von keinem Wolf gebissen und von keiner Zigeunerin verflucht worden. Es ist einfach . . . passiert. Im vergangenen November habe ich ein paar Blumen für die Vasen in der Sakristei gepflückt. Neben diesem hübschen kleinen Friedhof am Sunshine Hill. Solche Blumen habe ich noch nie gesehen . . . und sie waren tot, bevor ich wieder in der Stadt war. Sie wurden alle ganz schwarz. Vielleicht fing es damals schon an. Eigentlich habe ich keinen Grund, das anzunehmen . . . aber ich glaube es trotzdem. Und ich werde mir

nicht das Leben nehmen. Sie sind die Tiere, nicht ich.

Wer schreibt diese Notizen?

Er weiß es nicht. Der Überfall auf Marty Coslaw war in der Wochenzeitung von Tarker's Mills nicht erwähnt worden, und er ist stolz darauf, daß er sich um Klatsch nicht kümmert. Und wie Marty vor Allerheiligen von Löwe nichts wußte, weil ihre religiösen Kreise sich nicht berühren, so wußte auch Löwe von Marty nichts. Und er weiß nicht, was er tut, wenn er sich in eine Bestie verwandelt hat; er kennt nur dieses rauschhafte Gefühl des Wohlbefindens, wenn sich nach einem Monat der Zyklus vollendet, und die vorangegangene Ruhelosigkeit.

Ich bin ein Gottesmann, denkt er, steht auf und fängt an, immer schneller in dem stillen Salon auf und ab zu gehen, in dem die alte Standuhr feierlich tickt und tackt. Ich bin ein Gottesmann, und ich werde mir nicht das Leben nehmen. Ich tue hier Gutes, und wenn ich manchmal Böses tue, nun, schon vor mir haben die Menschen Böses getan. Auch das Böse dient dem Willen Gottes, das lehrt uns das Buch Hiob. Alle Dinge dienen dem Willen Gottes . . . und wer ist er? Soll ich Nachforschungen anstellen? Wer wurde am vierten Juli angegriffen?

Wie habe ich mein Auge verloren? Oder bat die Bestie ihr Auge verloren? Vielleicht sollte ich ihn zum Schweigen bringen . . . aber nicht in diesem Monat. Zuerst sollen sie ihre Hunde wieder in die Zwinger zurückschaffen. Ja . . .

Er geht immer schneller, er geht gebückt, und er merkt nicht, daß sein sonst so spärlicher Bart (er braucht nur alle drei Tage eine Rasur . . . das heißt jeweils zum richtigen Zeitpunkt) jetzt dick und rauh und drahtig hervorgesprossen ist und daß sein eines braunes Auge jetzt haselnußbraun ist und sich in der Farbe dem Smaragdgrün nähert, in dem es heute nacht leuchten wird. Er beugt sich vor und fängt an, mit sich selbst zu sprechen . . . aber seine Stimme wird immer tiefer, und immer mehr gleichen die Worte einem Knurren.

Zuletzt, als der graue Novembernachmittag in eine amboßfarbene frühe Dämmerung übergeht, springt er in die Küche, reißt den Schlüssel für den Wagen vom Haken an der Tür und rennt fast zum Wagen hinaus. Auf dem Weg nach Portland fährt er schnell. Er lächelt und verlangsamt seine Fahrt auch nicht, als er den ersten Schnee des Jahres in den Lichtkegeln seiner Scheinwerfer wirbeln sieht. Die Flocken sind wie Tänzer, die aus dem eisen-

grauen Himmel fallen. Er spürt den Mond irgendwo über den Wolken; er spürt seine Kraft; seine Brust weitet sich, und sein weißes Hemd beginnt, an den Säumen zu reißen.

Er schaltet im Radio einen Rock-Sender ein, und er fühlt sich *einfach... großartig!*

Und was später in dieser Nacht passiert, mag ein Gottesurteil sein oder ein Scherz jener älteren Götter, die die Menschen in mondhelten Nächten aus der Sicherheit ihrer ringförmig angeordneten Steinwälle heraus anbeteten — oh, es ist schon komisch, sehr komisch, denn Löwe ist bis nach Portland gefahren, um sich in die Bestie zu verwandeln, und der Mann, den er in dieser verschneiten Novembernacht schließlich zerreißen wird, ist Milt Sturmfuller, der sein ganzes Leben in Tarker's Mills zugebracht hat. . . und vielleicht ist Gott trotz allem gerecht, denn wenn es in Tarker's Mills ein hochkarätiges Arschloch gibt, dann ist das Milt Sturmfuller. Er ist an diesem Abend, wie schon an anderen Abenden, nach Portland gekommen. Seiner lädierten Frau Donna Lee hat er erzählt, daß er geschäftlich hier sei, aber sein Geschäft ist eine Nutte namens Rita Tenison, die ihn mit einem höchst aktiven Fall von Herpes infiziert hat, der

von ihm schon an Donna Lee weitergegeben wurde, die in all den Jahren ihrer Ehe andere Männer noch nicht einmal angesehen hat.

Reverend Löwe ist in einem Motel namens The Driftwood abgestiegen, das in der Nähe der Strecke Portland—Westbrook liegt, und dasselbe Hotel haben an diesem Novemberabend auch Milt Sturmfuller und Rita Tenison gewählt, um ihr Geschäft zu besorgen.

Um Viertel nach zehn kommt Milt nach draußen, um eine Flasche Bourbon zu holen, die er in seinem Wagen gelassen hat. Er beglückwünscht sich dazu, daß er in dieser Vollmondnacht so weit von Tarker's Mills entfernt ist, als die einäugige Bestie ihn vom Dach eines schneebedeckten Peterbilt anspringt und ihm mit einem gewaltigen Ruck den Kopf abreißt. Das letzte Geräusch, das Milt Sturmfuller in seinem Leben hört, ist das schrill ansteigende Triumphgeheul des Werwolfs; mit weit aufgerissenen Augen rollt sein Kopf unter den Peterbilt, und die Flasche Bourbon entgleitet seinen zuckenden Händen, als die Bestie ihre Schnauze in seinen Halsstumpf wühlt und zu fressen anfängt.

Und am nächsten Tag wird Reverend Löwe in

der Baptistenpfarrei in Tarker's Mills sich *ein-fach . . . großartig* fühlen, und er wird den Bericht über den Mord in der Zeitung lesen und fromm denken: *Er war kein guter Mensch. Alle Dinge dienen dem Herrn.*

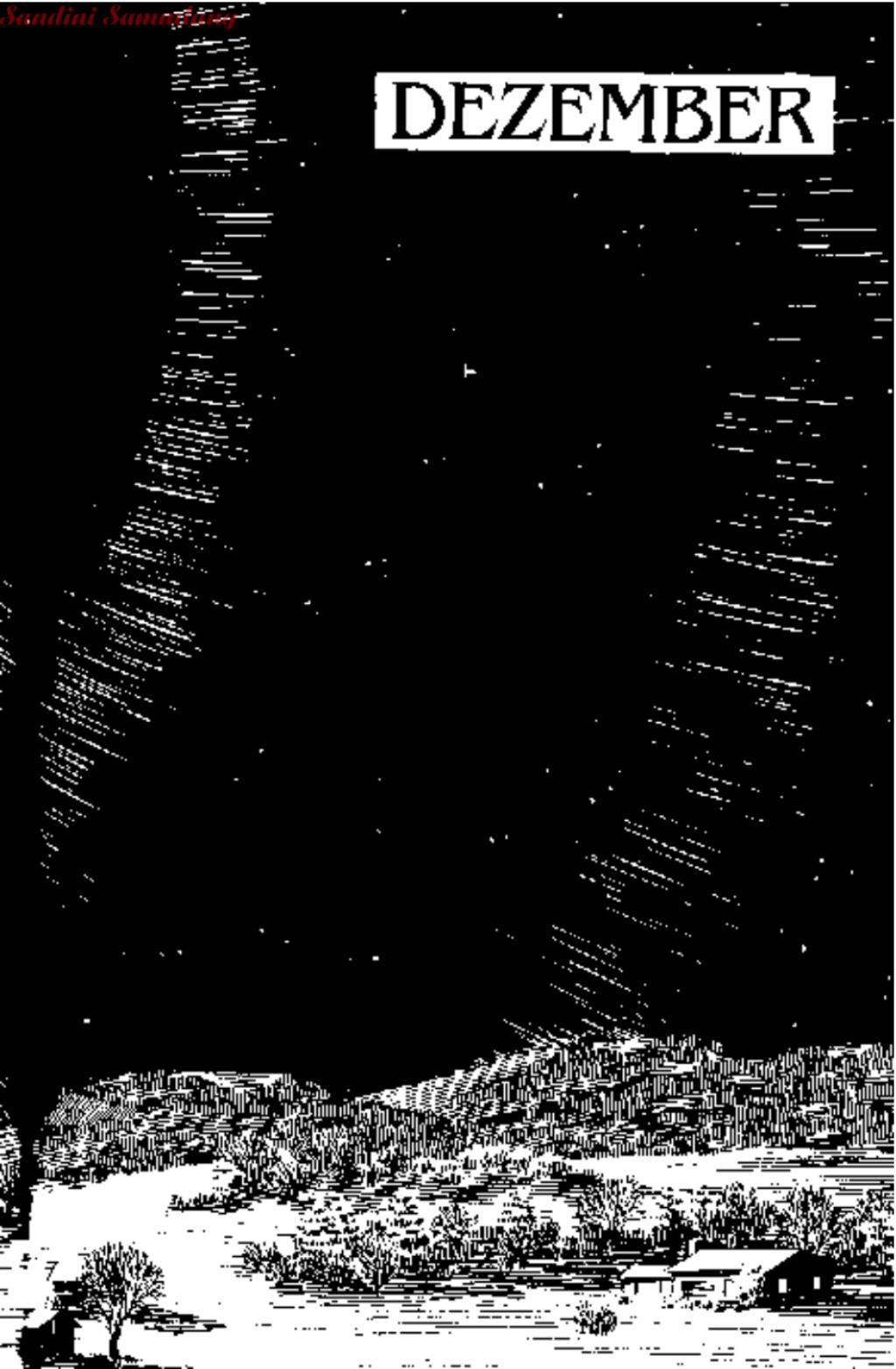
Und anschließend wird er denken: *Wer ist der Junge, der die Notizen schickt? Wer war es im Juli? Es ist an der Zeit, das festzustellen. Es ist an der Zeit, sich doch einmal Klatsch anzuhören.*

Reverend Löwe rückt sich die Augenklappe zurecht, blättert in der Zeitung weiter und denkt: *Alle Dinge dienen dem Herrn; wenn es der Wille des Herrn ist, werde ich ihn finden. Und ihn zum Schweigen bringen. Für immer.*



W.

DEZEMBER



Es ist fünfzehn Minuten vor Mitternacht am Silvesterabend. In Tarker's Mills, wie in der übrigen Welt, geht das Jahr zu Ende, und in Tarker's Mills, wie in der übrigen Welt, hat das Jahr Veränderungen gebracht.

Milt Sturmfuller ist tot, und seine Frau Donna Lee, endlich ihrer Fesseln ledig, hat die Stadt verlassen. Sie ist nach Boston gegangen, meinen einige, andere tippen auf Los Angeles. Eine andere Frau versuchte, den Buchladen der Sturmfullers weiterzuführen, und hatte kein Glück damit, aber der Frisörladen, der Supermarkt und die Kneipe betreiben ihre Geschäfte, Gott sei Dank, noch immer an der gleichen Stelle. Clyde Corliss ist tot, aber seine beiden nichtsnutzigen Brüder Alden und

Errol leben noch und sind gesund. Sie lösen ihre Lebensmittelgutscheine bei der A&P in der übernächsten Stadt ein — sie haben nicht ganz den Nerv, es gleich hier am Ort zu tun. Großmutter Hague, die die besten Kuchen in Tarker's Mills backen konnte, ist an einem Herzanfall gestorben. Der zweiundneunzigjährige Willie Harrington ist im November vor seinem kleinen Haus in der Ball Street auf dem Eis ausgerutscht und hat sich die Hüfte gebrochen, aber der Bibliothek wurde von einem reichen Sommergast eine schöne Summe vermachte, und im nächsten Jahr beginnen die Bauarbeiten am Flügel für Kinderbücher, über den schon seit ewigen Zeiten im Stadtrat geredet wurde. Ollie Parker, der Rektor der Schule, bekam im Oktober Nasenbluten, das nicht wieder aufhörte, und es wurde festgestellt, daß er an akutem Bluthochdruck leidet. *Sie haben Glück gehabt, daß Ihr Gehirn nicht mit rausgelaufen ist*, knurrte der Arzt, nahm die Manschette für die Blutdruckmessung ab und riet Ollie dringend, vierzig Pfund abzunehmen. Wie durch ein Wunder hatte Ollie zwanzig von diesen vierzig Pfund zu Weihnachten schon verloren. Er fühlt sich wie ein neuer Mann und sieht auch so aus. »Er benimmt sich auch wie

ein neuer Mann«, erzählt seine Frau ihrer guten Freundin Delia Burney mit einem lüsternen kleinen Grinsen. Brady Kincaid, den die Bestie beim Drachensteigen getötet hat, ist immer noch tot. Und Marty Coslaw, der in der Schule direkt hinter Brady gesessen hatte, ist immer noch ein Krüppel.

Die Dinge verändern sich, und sie verändern sich nicht, und in Tarker's Mills endet das Jahr, wie das Jahr begonnen hat: Draußen tobt heulend ein Schneesturm, und die Bestie ist unterwegs. Ir-gendwo.

Im Wohnzimmer der Coslaws sitzen Marty Coslaw und sein Onkel AI und sehen Dick Clarks Rocking New Year's Eve. Onkel AI sitzt auf der Couch. Marty sitzt in seinem Rollstuhl vor dem Fernsehgerät. Auf seinem Schoß liegt eine Waffe, ein .38 Colt Woodsman. In der Trommel stecken zwei Kugeln, und sie sind beide aus reinem Silber. Onkel AI hat Mac McCutcheon, einen seiner Freunde aus Hampden, gebeten, sie für ihn herzustellen. Nach einigem Protest hat dieser Mac McCutcheon Martys silbernen Konfirmationslöffel mit einem Propangasbrenner eingeschmolzen und die Pulvermenge so bemessen, daß sie als Treibsatz ausreicht, ohne daß die Kugeln sich wild überschla-

gen. »Ich kann nicht garantieren, daß sie funktionieren«, hat dieser Mac McCutcheon zu Onkel AI gesagt, »aber ich denke schon. Was willst du denn damit umbringen, AI? Einen Werwolf oder einen Vampir?«

»Von jeder Sorte einen«, sagt Onkel AI und grinst ihn an.

»Deshalb bat ich dich, zwei zu machen. Da war auch noch ein Zombie, aber sein Vater in North Dakota ist gestorben, und er mußte die nächste Maschine nach Fargo nehmen.« Sie lachten darüber, und dann sagte AI: »Sie ist für einen Neffen von mir. Der Junge ist ganz verrückt nach Monsterfilmen, und da hielt ich das für ein interessantes Weihnachtsgeschenk.«

»Nun, wenn er eine davon in ein Stück Holz schießt, dann bring es in meinen Laden«, sagt Mac zu ihm. »Ich möchte gern sehen, was passiert.«

In Wirklichkeit weiß Onkel AI nicht, was er von der ganzen Sache halten soll. Seit dem dritten Juli hat er weder Marty gesehen, noch ist er überhaupt in Tarker's Mills gewesen; wie man hätte voraussehen können. Martys Mutter ist wütend auf ihn wegen der Feuerwerkskörper. *Er hätte umkommen können, du dummes Arschloch!* schreit sie ihn

am Telefon an. *Was in aller Welt hast du dir nur dabei gedacht**

Es sieht doch so aus, als hätten gerade die Feuerwerkskörper ihm das Leben — fängt AI an, aber er hört nur das scharfe Klicken, als sie auflegt. Seine Schwester ist stur; wenn sie etwas nicht hören will, dann hört sie es auch nicht.

Dann kam Anfang des Monats ein Anruf von Marty. »Ich muß dich sprechen, Onkel AI«, sagte Marty. »Du bist der einzige, mit dem ich reden kann.«

»Ich habe schlechte Karten bei deiner Mutter, Junge«, sagte AI.

»Es ist wichtig«, sagte Marty. »Bitte, bitte.«

Er kam also und ertrug das eisige mißbilligende Schweigen seiner Schwester, und an einem klaren kalten Tag Anfang Dezember lud er Marty vorsichtig in den Beifahrersitz seines Sportwagens und machte mit ihm eine Ausfahrt. Aber an dem Tag wurde nicht gerast, und es gab kein wildes Gelächter; Onkel AI hörte sich nur an, was Marty ihm zu sagen hatte. Onkel AI hörte Martys Geschichte mit wachsender Besorgnis.

Zuerst erzählte Marty Onkel AI von der wunderbaren Feuerwerksnacht, und wie er der Bestie

mit Knallfröschen das linke Auge ausgeschossen hatte. Dann erzählte er von Allerheiligen und Reverend Löwe. Dann erzählte er Onkel AI, daß er damit angefangen hatte, Reverend Löwe anonyme Notizen zu schicken . . . anonym bis auf die beiden letzten, die auf den Mord an Milt Sturmfuller in Portland folgten. Diese unterschrieb er, wie er es in der Schule gelernt hatte: *Mit freundlichem Gruß, Martin Coslaw.*

»Du hättest dem Mann keine Notizen schicken sollen, weder anonym noch sonstwie«, sagte Onkel AI scharf. »Mein Gott, Marty, hast du denn nicht ein einziges Mal daran gedacht, daß du dich *irren* könntest?«

»Natürlich habe ich das. Deshalb habe ich die letzten beiden Notizen ja auch unterschrieben. Willst du nicht wissen, was dann passierte? Willst du mich nicht fragen, ob er meinen Vater angerufen hat, um ihm zu erzählen, daß ich ihm eine Notiz geschickt hätte, auf der stand >Warum nehmen Sie sich nicht das Leben?< und eine andere, auf der stand >Wir sind Ihnen auf der Spur?<?«

»Das hat er nicht getan, nicht wahr?« fragte AI und wußte die Antwort schon.

»Nein«, sagte Marty ruhig. »Er hat nicht mit

Daddy gesprochen, er hat nicht mit Mommy gesprochen, und er hat auch nicht mir mir gesprochen.«

»Marty, für die Augenklappe könnte es hundert Gründe — «

»Es gibt nur *einen*. Er ist der Werwolf, er ist die Bestie, *er* ist es, und er wartet auf den Vollmond. Als Reverend Löwe kann er nichts tun. Aber als Werwolf kann er sehr viel tun. Er kann mich zum Schweigen bringen.«

Und Marty sprach so kalt und einfach, daß AI fast überzeugt war. »Was willst du also von mir?« fragte AI.

Marty sagte es ihm. Er wollte zwei silberne Kugeln und einen Revolver, mit dem man sie abfeuern konnte, und er wollte, daß Onkel AI sie am Silvesterabend besuchte, denn in dieser Nacht würde Vollmond sein.

»Ich werde nichts dergleichen tun«, sagte Onkel AI. »Marty, du bist ein guter Junge, aber du drehst langsam durch. Ich glaube, du bist ein schwerer Fall von Rollstuhlfieber. Wenn du über alles noch einmal nachdenkst, weißt du es selbst.«

»Vielleicht«, sagte Marty. »Aber überleg doch einmal, was du empfinden wirst, wenn du am

Neujahrstag einen Anruf bekommst und erfährst, daß ich tot und in Stücke gerissen im Bett liege. Willst du das auf dein Gewissen nehmen, Onkel AI?«

AI wollte etwas sagen, aber er schloß sofort wieder den Mund.

Er bog in eine Einfahrt ein und hörte den Neuschnee unter den Vorderreifen seines Mercedes knirschen. Dann setzte er zurück, und sie fuhren wieder nach Hause. Er hatte in Vietnam gekämpft und war mehrfach ausgezeichnet worden; er hatte erfolgreich längere Beziehungen zu einigen energischen Frauen vermieden; und jetzt sah er sich von seinem elfjährigen Neffen in die Enge getrieben. Von seinem verkrüppelten elfjährigen Neffen. Natürlich wollte er so etwas nicht auf sein Gewissen nehmen — noch nicht einmal die *Möglichkeit*. Und das wußte Marty. Und Marty wußte auch: wenn Onkel AI auch nur die geringste Chance sah, daß er, Marty, recht haben könnte —

Vier Tage später, am zehnten Dezember, rief Onkel AI an. »Ich habe eine wunderbare Nachricht«, rief Marty seiner Familie zu, als er mit seinem Rollstuhl ins Wohnzimmer fuhr. »Onkel AI kommt zu Silvester zu uns!«

»Das tut er *nicht*«, sagte seine Mutter in ihrem kältesten und schroffsten Ton.

Marty ließ sich nicht einschüchtern.

»Oh, das tut mir leid — ich habe ihn schon eingeladen«, sagte er. »Er will Leuchtpulver für den Kamin mitbringen.«

Seine Mutter verbrachte den Rest des Abends damit, ihn wütend anzustarren, wenn er in ihre Richtung schaute oder sie in seine . . . aber sie rief ihren Bruder nicht an, um ihn zu bitten, wegzubleiben, und das war das Wichtigste.

Beim Abendessen zischte ihm Katie böse ins Ohr. »Du kriegst *immer* was du willst! Nur weil du ein Krüppel bist!«

Grinsend flüsterte Marty zurück: »Ich liebe dich genauso sehr, Schwesternchen.«

»Du kleiner Satan!«

Sie stürzte davon.

Und dann ist der Silvesterabend da. Martys Mutter war überzeugt, daß AI nicht kommen würde, denn der Sturm war stärker geworden, er heulte und stöhnte und trieb immer mehr Schnee vor sich her. Um die Wahrheit zu sagen, auch Marty hatte einige böse Augenblicke . . . aber Onkel AI traf gegen acht Uhr ein. Er fuhr nicht seinen Mercedes-

Sportwagen, sondern ein geliehenes Fahrzeug mit Vierradantrieb.

Gegen elf Uhr dreißig ist außer ihnen beiden die ganze Familie ins Bett gegangen, und so ungefähr hatte Marty es vorausgesehen. Und obwohl Onkel Al die ganze Sache immer noch nicht ernstnimmt, hat er nicht einen, sondern zwei Revolver mitgebracht, die er jetzt unter seinem schweren Mantel hervorholt. Wortlos reicht er Marty die Waffe mit den beiden Silberkugeln. Wie um ihre Argumente zu unterstreichen, läßt Martys Mutter die Tür zum Elternschlafzimmer knallend ins Schloß fallen. Die andere Waffe ist mit konventioneller Bleimuniton geladen . . . aber Al zweifelt, ob ein Wahnsinner, der hier heute nacht eindringen will, sich von einer .45 Magnum aufhalten lassen wird. Und je mehr Zeit vergeht, ohne daß etwas geschieht, um so stärker werden seine Zweifel.

Im Fernsehen schwenken die Kameras jetzt immer häufiger zu der großen erleuchteten Kugel auf dem Allied Chemical Building am Times Square hinüber. Die letzten paar Minuten des Jahres verstreichen. Die Menge jubelt. In der Ecke gegenüber dem Fernsehgerät steht immer noch der Weihnachtsbaum der Coslaws, der langsam ver-

trocknet und braun wird und traurig, seiner Geschenke entkleidet, vor sich hin nadelt.

»Marty, nichts —« fängt Onkel AI an, und dann zerspringt das große Aussichtsfenster des Wohnzimmers in einem Hagel von glitzernden Splittern nach innen und läßt den heulenden schwarzen Wind von draußen herein und wirbelnden weißen Schnee . . . und die Bestie.

AI ist einen Augenblick lang wie erstarrt, erstarrt vor Grauen, und weil er nicht glauben kann, was er sieht. Die Bestie ist riesig, vielleicht zwei Meter zehn, obwohl sie sich vorbeugt, so daß ihre Klauenhände fast über den Teppich schleifen. Ihr eines grünes Auge (*genau wie Marty sagte*, denkt er dumpf, *alles ganz genau wie Marty sagte*) rollt in seiner Höhle und funkelt böse und fixiert Marty, der in seinem Rollstuhl sitzt. Die Bestie springt auf Marty zu und stößt zwischen ihren riesigen gelblichweißen Zähnen ein brüllendes Triumphgeheul aus.

Ruhig und fast ohne erkennbare Veränderung seines Gesichtsausdrucks hebt Marty den .38 Revolver. Er sieht in seinem Rollstuhl winzig aus; Seine Beine stecken in weichen verblichenen Jeans, und an seinen Füßen, die sein ganzes Leben lang

taub und gefühllos waren, trägt er pelzgefütterte Hausschuhe. Und — es ist unglaublich — obwohl der Werwolf wütend brüllt, obwohl der Wind heult, und obwohl Als Gedanken durcheinandergeraten, weil er nicht begreift, wie so etwas in einer Welt der Realitäten geschehen kann, hört er trotzdem die Stimme seines Neffen sagen: »Armer alter Reverend Löwe, ich will versuchen, dich zu erlösen.«

Und als der Werwolf mit ausgestreckten Klauenhänden lospringt, und sein Schatten als großer Fleck auf dem Teppich zu sehen ist, schießt Marty. Wegen der geringen Pulvermenge im Treibsatz verursacht der Schuß ein fast lächerliches leises Geräusch. Es hört sich an, als würde mit einem Luftgewehr geschossen.

Aber das Wutgebrüll des Werwolfs steigert sich zu einem infernalischen Schmerzensschrei. Die Bestie kracht gegen die Wand und schlägt mit der Schulter ein großes Loch hinein. Ein Bild von Currier and Ives fällt ihr auf den Kopf, gleitet an ihrem dicken Rückenpelz herab und zersplittert auf dem Fußboden. Der Werwolf dreht sich um. Blut fließt über die bösartige behaarte Maske seines Gesichts, und er rollt mit seinem grünen Auge.

Knurrend taumelt er auf Marty zu. Seine Klauenhände öffnen und schließen sich, und aus seinem klaffenden Maul quillt blutiger Schaum. Marty hält den Revolver mit beiden Händen, wie ein Kind eine Tasse hält. Er wartet, wartet. . . und als der Werwolf wieder auf ihn zuspringt, schießt er. Das andere Auge erlischt wie eine Kerze im Sturm! Wieder schreit die Bestie laut auf und taumelt gegen das Fenster. Der Schneesturm fährt in den Vorhang, der sich dem Ungeheuer um den Kopf wickelt, als sich im Fernsehen die große leuchtende Kugel gerade an ihrem Mast nach unten bewegt. Auf dem weißen Tuch sieht AI Blutflecken, die sich rasch vergrößern.

Der Werwolf sinkt in die Knie, als Martys Vater mit wildem Blick und mit seinem hellgelben Pyjama bekleidet ins Zimmer stürzt. Der .45 Magnum liegt immer noch auf Als Schoß. Er hat ihn nicht einmal angefaßt.

Jetzt bricht die Bestie zusammen. . . zuckt noch einmal. . . und stirbt.

Mit offenem Mund starrt Mr. Coslaw sie an.

Den rauchenden Revolver noch in der Hand, dreht Marty sich zu Onkel AI um. Er sieht müde aus . . . aber zufrieden.

»Ein frohes neues Jahr, Onkel AI«, sagt er. »Sie ist tot. Die Bestie ist tot.« Und dann fängt er an zu weinen.

Auf dem Fußboden, unter Mrs. Coslaws besten weißen Vorhängen hat der Werwolf angefangen, sich zu verändern. Die Haare, die sein Gesicht und seinen Körper bedecken, scheinen sich irgendwie einzuziehen. Die in einem Knurren des Schmerzes und der Wut zurückgezogenen Lefzen fallen herab und bedecken die schrumpfenden Zähne. Auf wunderbare Weise schmelzen die Klauen zu Fingernägeln zusammen ... zu Fingernägeln, die erbärmlich abgekaut aussehen.

In ein blutiges Leichentuch aus Vorhangsstoff gehüllt, liegt dort der Reverend Löwe, und der hereingewehte Schnee bildet um ihn herum unregelmäßige Muster.

Onkel AI geht zu Marty hinüber und tröstet ihn, während Martys Vater immer noch die nackte Leiche auf dem Fußboden anstarrt und Martys Mutter mit zugehaltenem Bademantel in das Zimmer geschlichen kommt. AI umarmt Marty ganz fest.

»Gut gemacht, mein Junge«, flüstert er. »Ich liebe dich.«

Draußen heult der Wind den schneebedeckten Himmel an, und in Tarker's Mills sind die ersten Minuten des neuen Jahres schon Geschichte.

